<36613913520011

<36613913520011

Bayer. Staatsbibliothek

Lehrreiche

Abendunterhaltungen

für

Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

Sechsundvierzigstes Bändchen.

Mit einem Stahlstich.

Verlag von

Lampart & Comp.

in Augsburg.

Jugend- und Schultheater!

Wir beginnen damit, von verschiedenen Seiten dazu aufgemuntert, und wie wir selbst hoffen, ein recht verdienstliches und gewiß allseitig auch willkommenes Unternehmen. Ueber die Herausgabe und Zweck dieser

dramatischen Stücke für die Jugend

hat sich der Herr Verfasser und Herausgeber derselben in seinem Vorwort dazu erschöpfend ausgesprochen, und bitten wir daher Jedermann, besonders aber Eltern und Erzieher, sowie Vorstände und Lehrer an Bildungs- und Erziehungsanstalten dasselbe geneigtest zu lesen.

Ueber das Erscheinen bemerken wir Folgendes. Jedes Bändchen wird mehrere Stücke enthalten, und etwa 54 kr. kosten. Das Erscheinen der folgenden Bändchen ist an keine Zeit gebunden, und hängt zunächst von der freundlichen Aufnahme des ersten Bändchens ab. An die Abnahme aller Bändchen ist Niemand gebunden, und deshalb bildet auch jedes Bändchen ein für sich bestehendes Ganzes und ist einzeln zu haben.

Zu circa zwölf Bändchen liegen die Stücke bereits fertig im Manuscripte vor.

Da wir unser

Jugend- und Schultheater

auch in unsere wohlbekannten und beliebten

Abendunterhaltungen für Jugend- & Familienkreise

einreihen, so braucht es sich Niemand anzuschaffen, wer auf diese schon abonnirt ist.

Wir empfehlen nun auch dieses Unternehmen der allseitigen freundlichen Aufnahme.

Augsburg im Mai 1859.

Lampart & Comp.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Lehrreiche

Abendunterhaltungen

für

Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

Sechsundvierzigstes Bändchen.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1859.

Verlag von Lampart & Comp.

Seite 29 u. 30.



Ausführung, Stich u. Druck d. Kunst-Anstalt v. Serz & Cie in Nürnberg.

Cecily als rettender Engel.

Verlag von Lampart & Cie in Augsburg.

Cecily Tyrell,

oder

Der Schutzengel der Armen.

Eine Erzählung aus dem Volksleben in Irland.

Der

reiferen katholischen Jugend und dem Volke zur Belehrung und Unterhaltung dargeboten

von

M. Lehmann,
Lehrer an der Stadtschule in Hechingen,
Verfasser des „Ritter Gerold von Helfenstein" &c. &c. &c.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1859.
Verlag von Lampart & Comp.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Im Westen von England liegt eine Insel, deren Bewohner berühmt sind seit langer Zeit — berühmt durch ihre Liebe zur katholischen Religion und durch ihre treue Anhänglichkeit an die Kirche und nicht minder berühmt durch die vielen heiligen Männer, welche aus diesem Lande hervorgingen. Keine Wechselfälle und trüben Geschicke im Verlaufe vieler Jahrhunderte konnten die Vollkraft und die Fülle des Muthes brechen, welche die Bewohner der „grünen Insel" beleben. Und wo ist ein Volk auf der Erde, das so viel gelitten und so schwer geduldet hätte? Wo lebt ein Volk auf der Erde, das grundsätzlich hätte vernichtet und erdrückt werden sollen, weil es fest am alten angestammten Glauben hing? Es sind die Irländer — jenes Volk ist es, das sich durch keinerlei Mittel zum Abfall von der Kirche bewegen ließ.

Dieses Volk verdient unsere Bewunderung in hohem Grade. Es steht fast einzig da. Die Geschichte und die Mißhandlung Irlands sind zwei Thatsachen von so laut sprechender Wichtigkeit, daß sie jeden Menschenfreund innig rühren müssen. Irlands Drangsale sind bekannt; Irland ist durch die Leiden seiner Einwohner sogar berühmt geworden. Jedes unverdorbene Gemüth wird ein großes Interesse empfinden, wenn ein Bild von Irlands Unterdrückung entfaltet wird. Seit etwa

siebenhundert Jahren ist Irland mit England — seinem größten Feinde, verbunden und seit dieser Zeit ist seine Geschichte ein fortgesetztes Trauerspiel, würdig dem Volke und der Jugend vorgeführt zu werden. Jugend und Volk werden daraus lernen, was eine Nation zu leisten im Stande ist, wenn sie fest und treu am Glauben hält und wenn sie trotz aller Mißhandlung nicht von der Kirche abfällt — ein Fels im Meere, an dem sich die empörten Wogen brechen. Aus der Ueberzeugung, daß die Leiden Irlands, in einem abgerundeten Bilde zusammengefaßt, der Jugend und des Volkes Interesse mächtig erregen werden, ist das vorliegend bescheidene Büchlein hervorgegangen. Möge es den Beifall seiner Leser finden. Gott möge das geben!

Hechingen im August 1858.

M. Lehmann.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Kapitel.

Vater Jak.

„Wo Victorin doch so lange bleiben mag?" rief Vater Jak fast unwillig aus, und rückte auf seinem altmodischen Stuhle, der in dem Gartenhäuschen stand, ungeduldig hin und her. „Schon beginnt sich der Tag zu neigen und die Sonne sinkt hinab hinter den Bergen. Versprach er mir doch, bald zurückzukehren und nicht lange zu säumen! Sollte ihm etwa ein Unfall begegnet sein? Gott wolle das verhüten!"

Und mit diesen Worten erhob sich der wackere Greis und schritt aus dem geschmackvollen Gartenhäuschen und lief nach der nahen Meeresküste. Ein leichter Abendwind spielte mit den weißen Locken, welche die Schläfe des ehrwürdigen Vaters bedeckten. Es war ein wundervoller Abend. Die Sonne ging eben unter und vermischte farbige Lichtbündel schimmerten im Westen. Die Gipfel der Berge flimmerten in dem reizenden Lichte. Ein vergoldeter Kranz von schwärzlichen Wolken hing am Himmel und über dem Kamme der Wolken zog sich ein bunter Schimmer hin, während die scheidenden Strahlen der Sonne sich in den mannigfaltigsten Richtungen zerstreuten, Alles verklärend und verjüngend, was sie erreichen konnten.

„Wie schön! wie schön!" rief Vater Jak aus, als er das unübertreffliche Landschaftsbild mit seinen Augen gemustert hatte. „Hier vergoldete Berge, welche in einem

feenhaften Lichtgürtel prangen, dort dunkle Wolkengebirge, welche glänzen in dem Lichte der scheidenden Sonne! Hier der unendliche Ocean, dessen Tiefen noch Niemand gemessen, dort die bescheidenen Dörfer mit friedgewohnten Bewohnern! O Gott, wie schön ist dein Werk!"

Vater Jak erhob seine Hände wie zu einem frommen stillen Gebete. Und er betete wirklich; seine Lippen bewegten sich und sein Auge flammte, während sein Herz von der Liebesgluth heiliger Andacht erfüllt war. Lange blieb er in dieser Stimmung am Meeresrande stehen und schaute hin auf das ruhige Gewässer, das zu seinen Füssen lag. Da gewahrte er einen Kahn, welcher auf dem glatten Wasserspiegel schnell dahinglitt und der nahen blumenreichen Küste zueilte, reichlich mit allerlei Gütern beladen. Nach kurzer Zeit hatte das schwankende Fahrzeug die Küste erreicht, und aus dem Kahne sprang Victorin, der einzige Sohn des alten Jak, die Schiffsknechte folgten ihm. Er eilte zu dem betagten Vater und fiel ihm um den Hals und küßte ihn.

„Willkommen, lieber Vater!" sprach er mit Innigkeit, „Gott grüße dich!"

„Gott grüße und segne dich, theurer Victorin!" erwiederte Vater Jak mit Herzlichkeit. „Hast heute in der That lange auf dich warten lassen. Woher kommt's?"

„Zeit und Umstände haben mich verhindert, bälder zu kommen," versetzte Victorin. „Wenn man draußen ist in der Welt, kann man die Stunde der Heimkehr nicht wohl bestimmen. Es geht oft anders, als man vermuthet."

„Du hast mir dießmal Sorgen gemacht, mein Lieber!" sagte der Vater und ergriff die Hand des Sohnes, dessen Auge vor Freude und Entzücken glühte. „Bin manchmal hinausgelaufen an's Meer und hab' für dich gezittert und gebetet, wenn die Wellen am Ufer sich brachen."

„Wir sind immer in Gottes Hand," gab Victorin zur Antwort und umarmte nochmal den Vater," und ich bin ja wieder da und es ist Alles recht gut abgelaufen. Ich glaube, lieber Vater, du wirst Ursache haben, mit mir zufrieden zu sein."

„Diese Rede höre ich gerne," rief Vater Jak freudig aus, „ich kann kaum etwas Anderes von Victorin erwarten. Komm laß uns jetzt in das Häuschen treten. Die Fahrt wird dich ohnehin ermüdet haben und nach einer Seefahrt bedarf man der Ruhe. Komm und folge deinem alten Vater."

„Mit der größten Freude, mein Vater!" versetze Victorin, indem er nach dem Meeresrande blickte.

„Bindet das Fahrzeug gut an, damit es keinen Schaden nimmt, wenn die Wellen die See an's Ufer treiben," befahl er den Knechten, die gerührt den herzlichen Empfang des Sohnes betrachtet hatten.

„Habt keine Sorgen, lieber Herr," erhielt Victorin zur Antwort. „Wir kennen unsere Pflicht."

„Nachher geht in das Haus," sprach Victorin wieder, „Cecily wird euch Milch und Brod vorsetzen. Ist Cecily zu Hause, lieber Vater? Hat sie für Erfrischungen gesorgt?"

„Ich denke schon," gab Vater Jak zur Antwort, „du weißt ja wohl, daß Cecily der gute Engel unsers Hauses ist! Wie magst du also auf diese Weise fragen?"

„Du hast Recht, lieber Vater!" sprach Victorin, „Cecily wird thun, was sich gebührt. Nun folge mir!"

Victorin ergriff den Arm des greisen Vaters und führte ihn nach dem Gartenhäuschen, das nicht weit von der Meeresküste entfernt war und eine köstliche Aussicht über die zitternden Wasser gestattete.

„Und nun gieb mir Rechenschaft, lieber Victorin," be-

gann Vater Jak, als er neben seinem Sohne Platz genommen hatte. „Wie ist deine Reise abgelaufen?"

„Gut, recht gut, lieber Vater!" antwortete Victorin und legte seine Brieftasche auf den Tisch.

Vater Jak griff nach der Brieftasche und öffnete sie langsam und bedächtig, wie er zu thun pflegte, wenn er in Geldangelegenheiten thätig war.

„Ah," rief er aus, „nicht übel! Du hast einen guten Fang gemacht, die Werthpapiere gefallen mir; du hast einen trefflichen Erlös erzielt, mein Sohn! Noch einige Jährchen und der Segen des Himmels dazu, und wir können der Zukunft für immer getrost entgegen sehen."

„Ich habe mir Mühe gegeben," sprach Victorin, „aus den Erzeugnissen unsers Bodens die höchsten Preise zu erhalten. Ich habe mich in meinen Vermuthungen und Hoffnungen nicht getäuscht, wie der Erfolg gezeigt hat."

„Brav, Victorin!" versetzte der Vater, „du hast dich wacker gehalten. Ich bin sehr zufrieden."

„Das freut mich," gab Victorin zur Antwort. „Hundert baare Pfund*) habe ich auf dem Markte gelöst. Unser Getreide war das schönste, das zu sehen war. Ich steigerte den Preis und gab es einem reichen Herrn aus England."

„Einem reichen Herrn aus England," sprach Vater Jak gleichgültig. „Diese Engländer sind überall, wie das falsche Geld. Donner und Blitz!"

„Werde nicht bitter, mein Vater!" sagte Victorin gelassen, „auf dem öffentlichen Markte taxire ich den Käufer nicht nach seiner Abstammung und Herkunft. Wer mich am besten bezahlt, der ist mein Mann und dem schlage ich ein."

„Klug gedacht, Victorin!" antwortete Vater Jak, „ich

*) Ein Pfund englisches Geld ist nach unserer Rechnung zwölf Gulden.

kann gegen dein Verfahren nichts Erhebliches einwenden. Darum soll die Sache ruhen. Wie viel hast du aus der Wolle gelöst? Die Wolle war schön und von ausgezeichneter Güte."

„Fünfhundert Pfund," erwiederte Victorin, „hier sind sie. Es ist lauter blankes gutes Gold."

Und Victorin ergriff eine mächtige Geldrolle, welche er sich um den Leib geschnallt hatte und warf sie auf den Tisch.

„Sie hat mich manchmal gedrückt," sagte er lachend vor sich hin, „alle Welt — die Rippen schmerzen mich. Fünfhundert Pfund haben ein Gewicht. Sie wollen getragen sein."

„Wozu bist du ein junger kräftiger Mann?" sagte Vater Jak mit Lebhaftigkeit. „Des Tages Last und Mühe dürfen dich noch lange nicht verdrießen. Der Ueberdruß an Arbeit und Beschäftigung ist ein Erbtheil des Alters."

„Gut gesprochen, mein Vater!" warf Victorin dazwischen. „Nun besitzen wir ein ordentliches Sümmchen; es läßt sich Etwas mit ihm machen."

„Viel kann mit ihm begonnen werden," meinte Vater Jak. „Für's Erste wollen wir mit unsern Schulden beim Gutsherrn aufräumen. Dann ist's einmal aus mit der ewigen Drohung, uns auf die Gasse zu setzen."

„Ich habe es mit dieser Drohung nie recht ernsthaft nehmen können," sprach Victorin gelassen, ohne die innere Aufregung des alten Vaters zu bemerken. „Was haben wir denn verbrochen? Sind wir unsern Verbindlichkeiten gegen den Gutsherrn nicht getreulich nachgekommen? Und gehören wir nicht zu den vermöglichern Pächtern Irlands?"

„Ganz richtig, aber — — —" sagte Vater Jak mit

gedehntem Tone, „die englischen Gutsherrn sind stolz, hochfahrend, unwissend, eingebildet, engherzig und manchmal bigott, wenn auch Ausnahmen möglich sind. Das ist im Allgemeinen ihr Charakter. Dabei verachten sie Alles, was nicht von England kommt und sie verstehen nicht, was nicht nach ihrer Pfeife sich dreht. Verstanden!"

„Mein Vater!" sprach Victorin leise, „wozu diese Aufregung? Wozu diese plötzliche Veränderung in deinem Benehmen? Laß für heute Abend das Grollen; ich bitte dich. Freue dich meiner glücklichen Ankunft. Was sollen wir uns diese köstliche Stunde verbittern."

„Wahr ist es," rief der Greis aus, „England hätte das arme Irland schon längst vernichtet, wenn es erdrückt werden könnte. Aber ich will schweigen. Dieser Zwischenfall schickt sich ohnehin schlecht für die Freuden des glücklichen Wiedersehens."

Es entstand eine Pause. Vater Jak zog sein Taschenbuch hervor und blätterte darin, ohne etwas Ernstliches im Sinne zu haben. Victorin betrachtete aufmerksam die Züge des Vaters, und sah mit Vergnügen, daß die Röthe aus seinem Angesichte verschwand, und daß die Ruhe auf seinem Angesichte bemerkbar wurde, welche ihn sonst auszeichnete. Vater Jak griff nach dem Gelde, das auf dem Tischchen lag und schob das Taschenbuch weg. Er zählte mit großer Gewandtheit die Summen, welche Victorin mit sich gebracht hatte.

„Alles richtig," sprach Vater Jak nach einer Pause, „es ist Alles in Ordnung. Du bist ein guter Geschäftsmann, Victorin! Ich kann mich auf dich verlassen."

„Ich bitte, lieber Vater," gab Victorin zur Antwort. „Ich habe es nicht aus mir selbst gelernt. Alles ist deine Arbeit. Durch dich bin ich groß geworden und gewandt im Geiste und tüchtig in der Wirthschaft."

„Wackerer Junge!“ versetzte der Vater, während er wieder nach dem Taschenbuche griff. „Laß mich geschwind einen kleinen Ueberschlag machen. Ich muß doch wissen, wie wir stehen.“

„Ich denke gut, mein Vater!“ antwortete Victorin, „ich kann es nicht anders glauben. Wir haben in der jüngstverflossenen Zeit viele Zahlungen geleistet, so daß uns wenige und jedenfalls keine bedeutenden Schulden verbleiben werden. So denk' ich!“

„Langsam voran!“ fiel Vater Jak ein, „wir wollen die Sache etwas genauer anschauen. Laß mich fortfahren und höre mich an. Auf meinem Pachtgute ruhen im Ganzen zweitausend Pfund Schulden. Es wird dir dieß nicht unbekannt sein. Wenn ich nun die Hälfte deiner Einnahmen zur Deckung der dringendsten Schulden gebrauche, so bleiben uns noch manche Schwierigkeiten, die wir überwinden müssen. Seit dem Tode des alten Schloßverwalters hat sich in unserer Gegend viel geändert. Das brauche ich dir nicht zu sagen. Es sind sprechende Thatsachen vorhanden: Thatsachen, die nicht geläugnet werden können. Die Milde, welche der selige Schloßverwalter einzuhalten pflegte, ist einer manchmal unzeitigen Strenge gewichen. Wir müssen auf unserer Hut sein. Ich traue dem gegenwärtigen Schloßverwalter nichts Gutes zu. Er ist zwar scheinbar sehr freundlich mit uns; aber seine Freundlichkeit ist von sehr unsaubern Beweggründen geleitet. Wenn er einmal freien Spielraum gewinnt, dann wird er uns drücken und quälen. Du weißt, daß er es ungern sieht, daß wir mit den Aermsten aus dem Volke auf gar so freundlichem Fuße leben.“

„Ich weiß, man beschuldigt uns des Einverständnisses mit den Unzufriedenen im Lande,“ erwiederte Victorin ruhig, „das ist mir kein Geheimniß; aber das soll uns

keineswegs veranlassen, gegen die Armen hart und gefühllos zu handeln."

„In der That, mein Victorin!" versetzte der alte Jak mit Wärme, „wir wollen nicht von der Armuth lassen. Kein Unglücklicher soll von unserer Thür gewiesen werden; stets sollen bei uns die Armen ein Asyl finden und ein Betrübter gehe nicht ohne einen Trost von der Schwelle unsers Hauses. So wollen wir denken und handeln. Ich bin alt und grau bei dieser biedern Denkungsart geworden und es hat mich in meinem Leben nie die Liebe zum guten Volke gereut. Und je näher ich am Rande des Grabes stehe — ich kann es ohne Uebertreibung und Eigenliebe sagen! — desto mehr stärkt sich in mir der Entschluß, ein Vater der Armen zu sein und zu bleiben."

„Und wie liebt dich das Volk?" sprach Victorin voll inniger Freude, „empfängst du nicht alle Tage die edelsten und schönsten Beweise von der Liebe des Volks? Und wie viel Dank hast du schon eingesammelt in den Hütten der Armen? Und wie wohl muß es deinem Herzen sein, mein edler Vater!"

Und Victorin faßte schnell die Hand seines Vaters und drückte einen Kuß darauf, während eine Thräne in seinem Auge glänzte.

„O guter Victorin!" seufzte Vater Jak und blickte mit Stolz und Innigkeit auf seinen Sohn.

Es entstand ein kurzes Stillschweigen. Da vernahm man aus der Ferne einen heitern Gesang. Die hellen muthigen Stimmen drangen durch die kühle würzige Abendluft weithin über das Land, und erweckten Wonne und Lust in Vieler Herz.

„Hörst du den lieblichen Gesang des Volkes?" sprach Victorin schnell und sprang unter die Thüre des Garten-

häuschens. „Was sind das für reine Stimmen? Wie wunderbar klingen diese einfachen Töne über die Landschaft und wie freudig erwecken sie Wonne und Seligkeit in der menschlichen Brust!“

„Das ist der Gesang des Volkes,“ versetzte der alte Jak mit ernster Stimme.

„Es sind unsere Arbeiter, die vom Felde heimkehren,“ erwiederte Victorin, „ich kenn' diese Stimmen. Ach, der heitere Tom will Alle übertreffen! Ich höre seine liebliche Knabenstimme aus dem Chore heraus.“

„Das ist der Lohn für unsere Freundlichkeit, mit welcher wir die Armen behandeln,“ versetzte der Greis, „dieser Gesang ist ein himmlischschöner Ausfluß der Liebe. So singt das Volk nur, wo es Liebe findet und Liebe geben kann. Ein Volk, das mit Verachtung und mit Spott und Druck behandelt wird, das kennt nicht den Reiz und den Zauber des Liedes.“

„Wie wahr sprichst du, mein guter Vater!“ seufzte Victorin leise. „Das ist dein Werk; denn du bist der Vater dieser Armen. Und diese Armen können dir's nicht besser lohnen.“

„Gott im Himmel wird mich belohnen,“ sprach der Greis gerührt. „Gott wird meine Schärflein im Buche des Lebens verzeichnet haben, die ich an die Armen verschenke. Reden wir nicht mehr davon.“

Während Vater Jak noch diese Worte redete, ertönte die Abendglocke vom Thurme, und alsobald verstummte der Gesang. Der Greis warf sich auf seine Kniee nieder und betete laut das Gebet zu Ehren der erhabenen Himmelskönigin. Victorin sank neben ihm nieder und hielt die Hände gefaltet und blickte mit andächtiger Rührung auf den greisen Vater.

„Ave Marie!“ lispelte der Greis. „Mutter der Gna-

den, sieh' auf die Thränen deiner Kinder, die noch in diesem irdischen Jammerthale wandeln!"

„Amen!" sagte Victorin, und sein Herz zitterte vor Wonne und Seligkeit.

Und wie vorhin der muntere Gesang der Arbeiter das Ohr des Vaters entzückt hatte, so erscholl jetzt das Gebet der Armen zu ihm herüber, denn Alle beteten den englischen Gruß laut und vernehmlich. Das entflammte das Herz des Jünglings und voll Entzücken strahlte sein Auge.

„Hörst du's, Vater!" sprach er, „die Armen beten. Ich höre es deutlich."

„Gott segne sie!" sagte Vater Jak gerührt und erhob sich von der Erde.

Vater Jak trat mit Victorin in das Gartenhäuschen. Victorin wollte das Geld und die Papiere zusammenpacken und sich auf den Weg in's Haus rüsten.

„Halt!" sprach der Greis, „diese Summe will ich noch heute auf die Seite legen. Sie gehört den Armen."

„Vater, es sind hundert Pfund!" sagte Victorin und blickte den Vater fragend an.

„Es thut Nichts," versetzte der Greis, „wir können diese Summe entbehren. Die Armen haben ein Ahnrecht auf die Güter der Reichen. Wollen wir unsere Pflicht verkennen?"

„Gut, Vater!" antwortete Victorin, indem er die Papiere und das Geld zu sich nahm.

„Und nun laß uns zu Cecily gehen," sagte Vater Jak kurz, „sie wird sich freuen, dich wieder zu sehen."

Zweites Kapitel.

Ein Besuch.

Als Vater Jak mit Victorin in die Nähe des Pachthauses kam, sprang Cecily den schönen Garten entlang auf die Ankommenden zu. Sie war in ein leichtes Abendkleid gehüllt und ein helles Roth brannte auf ihren Lippen und Wangen — jenes Roth, welches ein unzertrennliches Merkmal der Jugend und Tugend, der Unschuld und Herzensgüte ist. Behend und zierlich schwebte sie dahin über die mit feinem Sande bestreuten Wege. Ihre langen Haare flatterten in dem Abendwinde und ihre Pulse schlugen heftig.

„Gut, lieber Vater!" rief Cecily aus, als sie den greisen Jak erblickte, „daß du kommst. Du bist wirklich sehr nothwendig im Hause. Schon lange habe ich nach dir geschickt und man konnte dich nirgens finden. Wo warst du denn?"

„Wozu diese Eile, Cecily?" sprach Jak freundlich, „wer wünscht meine Gegenwart so dringend? Ist's vielleicht ein Unglücklicher, der Hilfe von mir begehrt? Oder hat es unter dem Gesinde Etwas gegeben?"

„Von all' dem Nichts, mein Vater!" versetzte Cecily zutraulich, „der neue Schloßverwalter ist da, und möchte dich sprechen. Ich sagte ihm, du seiest eben ausgegangen, und könntest so bald nicht zurückkommen. Er setzte sich in deinen Sorgenstuhl und bedeutete mir, dich hier zu erwarten. Und da du nun so lange ausgeblieben bist, habe ich nach dir geschickt, und bin endlich selbst gegangen, nach dir zu sehen."

„Sonst Nichts, liebes Kind!“ gab Vater Jak zur Antwort. „Und wegen des Schloßverwalters bedarf es dieser Eile? Und du bist so sehr von Sinnen gekommen, daß du deinen Victorin gar nicht beachtest! Das ist nicht schön, mein Mädchen!“

„Ach, willkommen, lieber Bruder! Gott grüße dich!“ sprach Cecily treuherzig. „Vergib mir meine Nachlässigkeit. Gott sei Lob! Du bist doch wieder glücklich zurückgekehrt? Nun darfst du sobald nicht wieder von uns weg.“

„Hast du dem Mädchen Nichts vom Markte gebracht, Victorin?“ fragte schnell der Vater. „Du weißt, wie sehr das Kind darauf sieht, und welche Freude es empfindet, wenn man seiner gedenket. Cecily ist eben noch ein Kind!“

„Vater!“ antwortete Cecily gelassen, „Vater, wozu diese Scherze. Wie lange muß ich noch ein Kind sein?“

„Kind, im guten Sinne auf immer, Cecily!“ sprach der Greis, „bleibe ein Kind, dann bist du die Freude meines Herzens und das größte Glück meines Alters. Und wo sind die Geschenke?“

„Hier, mein Vater!“ rief Victorin aus, „hier sind sie Alle! Für dich eine warme Pelzmütze auf den kommenden Winter und der Zweckmäßigkeit entsprechend; für Cecily habe ich hier diese Kleinigkeit gebracht.“

Und der alte Jak und Cecily erhielten ihre Geschenke, die Victorin in seiner Brusttasche verborgen hatte.

„Ist das Alles?“ fragte der alte Jak, und lächelte dabei schalkhaft, daß man Spott hinter dem Lächeln hätte suchen können.

„Alles, Vater!“ sprach Victorin, „ich weiß, du verlangst nicht viel, und Cecily ist in ihren Wünschen und Erwartungen von jeher sehr bescheiden gewesen. Ich kaufte ihr eine einfache Medaille, und ich ließ sie in

einer Kirche zu Dublin weihen. Maria ist in die Medaille eingegraben. Cecily mag sie auf der Brust tragen. Nicht wahr, Schwesterchen?"

„Ich danke vielmal, Victorin!" erwiderte Cecily, und schloß den Bruder in ihre Arme ein. „Du hast dießmal meinen Geschmack und meinen Wunsch gut getroffen."

„Dann ist's gut, denn auch ich bin über die Maßen zufrieden, ich bin dir zum großen Danke verpflichtet," entgegnete Jak mit Freundlichkeit, „es ist wirklich etwas Köstliches um eine warme Pelzmütze im kalten Winter. Doch schnell laßt uns in's Haus eilen. Also der Schloßverwalter ist da, Cecily?"

„Ja, Vater!" antwortete das Mädchen, „laßt uns eilen!"

„Ein Schloßverwalter ist in Irland ein vornehmer Herr!" sprach Victorin mit Spott, „und vornehme Herren wollen nicht gar lange warten."

Und nun ging es schnell in das Pachthaus. Das Gesinde saß am Tische in der Wohnstube und verzehrte sein Abendessen; duftige, würzige Kartoffeln standen in irdenen Schüsseln und die Milch in reinlichen Töpfen. Es mußte das Gericht trefflich munden, denn Arbeit und Anstrengung während des Tages hatten die Eßlust bedeutend vermehrt. Sonst sah es in dem Wohnhause einfach, aber sehr reinlich aus. Als Vater Jak mit seinen Kindern in die Gesindstube eingetreten war, erhoben sich alle Anwesenden, und blieben ehrerbietig stehen.

„Gelobt sei Jesus Christus!" sagte Jak mit Andacht, und lüpfte seine abgeschabte Mütze.

„In Ewigkeit!" gaben Alle zur Antwort auf diesen alten ehrwürdigen Gruß.

„Hat das Gesinde Alles richtig erhalten?" fragte Jak ein kleines Mädchen. „Ich will nicht hoffen, daß es Mangel leiden soll."

„Wir sind zufrieden, Herr!“ erscholl es wie aus Einem Munde.

„Dann ist's gut,“ versetzte Jak guthmüthig. „Wenn Alles besorgt ist, so begebt euch zur Ruhe. Ich dulde nicht, daß Einer spät zu Bette geht. Vergeßt mir den Abendsegen nicht. Gott befohlen!“

Und mit diesen Worten entfernte sich Vater Jak mit Victorin und Cecily aus dem Gesindezimmer, und begab sich in das obere Stockwerk des Pachthauses. In dem Besuchzimmer wartete der Schloßverwalter Caxton auf die Ankunft des Pächters Jak Tyrell. Aus Langeweile hatte er die Bilder, die an den Wänden hingen, betrachtet, aber wenig Unterhaltung dabei gefunden, denn die Bilder stellten lauter Ereignisse aus der heiligen Geschichte vor. Dann hatte er nach einem Buche gegriffen, das auf einem einfachen Seitentischchen lag; er wollte darin lesen, aber statt zu lesen, gähnte er fast durchweg, wie ein ganz gewöhnlicher langweiliger Mensch — denn das Buch war die Legende der Heiligen, und Master Caxton war ein lauer Christ. Er musterte die Blumen, welche am Fenster standen, aber sie gefielen ihm nicht; denn sie waren nicht in England's Gärten gewachsen. Hierauf stellte er sich vor einen großen Spiegel und löste seine Halsbinde auf, um sie nachher wieder gedankenlos zu knüpfen. Er fuhr mit der weißen magern Hand über sein glattgeschabtes Gesicht, in welchem die Backenknochen ziemlich deutlich hervortraten. Er gefiel sich in dieser Stellung, und lächelte still vor sich hin, und warf sich nicht ohne ein hohes Selbstgefühl in die Brust, daß er in seinem modischen Anzuge auf Fräulein Tyrell gewiß Eindruck machen werde. Dann setzte er sich wieder auf das Polster, schlug die Beine über und fühlte Langeweile.

Da ging die Thüre auf. Vater Jak trat herein,

geführt von Victorin, an welchen sich auch Cecily gelehnt hatte. Es war eine schöne Gruppe, welche hier zu schauen war. Wie eine frische Rose im Blumengarten, benetzt vom kühlen Nachtthau, stand Cecily zur Seite des alten Vaters, und Victorin blickte heiter und lächelnd auf Vater und Schwester.

Der Schloßverwalter erhob sich von seinem Stuhle, und trat nicht ohne Verlegenheit den Ankommenden entgegen. Er mochte fühlen, daß sein „guter Ton" zu sehr verschwinde vor der edlen Natürlichkeit und ländlichen Unbefangenheit, womit er von Jak Tyrell und seinen Kindern empfangen wurde. Mit dem erwarteten guten Eindruck war's für diesesmal vorbei.

„Ich habe die Ehre," stotterte Master Caxton, „ich habe die Ehre, den Pächter Jak Tyrell zu sprechen."

„Ich bin der Pächter Jak," sprach der Greis, „es freut mich die Ehre eures Besuches. Ihr habt wahrlich lange warten müssen — 's ist mir leid."

„Ich habe mich gut unterhalten," sprach der Schloßverwalter, „in dem Hause des Vaters Jak bekommt man keine lange Weile. Wer wollte sich hier nicht heimlich fühlen, hier — — —"

„Ich danke, Master Caxton!" versetzte Jak gleichgültig. „In Jak's Wohnung geht's eben einfach und ländlich zu. Ihr kommt aus England, und da ist's freilich anders, wie man sagt."

„Mit Unterschied," antwortete der Schloßverwalter, „und der junge Herr bei Euch?"

„Es ist mein Victorin," sagte Jak, und stellte Victorin dem Schloßverwalter vor, „aber bis zum Herrn hat er's noch lange nicht gebracht. Ich betrachte ihn stetsfort als meinen Oberknecht. Nicht wahr, Victorin?"

„So," sprach Master Caxton mit langgedehntem Tone. „Ein wackerer Junge, dieser Herr Victorin!"

„Wie ich ihn brauchen kann," gab Vater Jak kurz zur Antwort.

„Und das Fräulein?" fragte der Schloßverwalter weiter, „ist's nicht Eure Tochter?"

„Mein Kind," versetzte der Pächter gutmüthig, „meine Wirthin seit dem Tode meines Weibes."

„Ah, richtig!" sprach der Schloßverwalter, „Fräulein Cecily Tyrell. Ich kenne sie schon — ich hab' schon viel von dem Fräulein gehört. Die ganze Grafschaft ist ja voll von ihrem Ruhm. Es soll mich herzlich freuen, mit dem Fräulein Cecily näher bekannt zu werden."

„Laßt uns Platz nehmen, Master Caxton," entgegnete der biedere Pächter, indem er sich stellte, als ob er die Schmeichelei nicht hörte, welche der Schloßverwalter eben ausgesprochen.

„Hast du für einen Abendimbiß gesorgt, Cecily?" rief der Pächter aus. „Bring uns Erfrischungen aus Küche und Keller! Master Caxton wird einen guten Trunk gewiß nicht verschmähen."

„Gewiß nicht," sprach der Schloßverwalter, und verdrehte seine kleinen stechenden Augen, „besonders da ich weiß, daß Liebe die Gabe reicht, und daß eine redliche Gesinnung meine Freunde belebt. Ach, bei guten Leuten ist auch gut zu hausen! Nicht wahr, Victorin? Jak, Ihr müßt schon erlauben, daß ich Euren lieben Sohn also nenne."

„Ich bitte," entgegnete Victorin verlegen, „eine herzliche Unterhaltung ist uns stets willkommen."

„Das läßt sich hören, Victorin," gab der Schloßverwalter zur Antwort. „Ihr seid auf dem Markte in Dublin gewesen, und gestern heimgekommen?"

„So eben vor einer halben Stunde," versetzte Victorin.

„Vor einer halben Stunde?" fragte der Schloßverwalter verwundert, „dann ist's mir herzlich leid, wenn ich die Freuden störe, welche Eure Ankunft Eurem Vater bereitet haben. Ich weiß, solche Freuden genießen die Familien gerne für sich allein. Störe ich, Mr. Jak?"

„Nicht im Geringsten, Mr. Caxton!" fiel Vater Jak dem redseligen Schloßverwalter in's Wort. „Victorin, Cecily und ich sind alte Bekannte und wir lieben das modische Ceremoniell nicht. Wir sind einfache schlichte Leute."

„Ah, richtig!" sprach der verblüffte Schloßverwalter, „auch das hat sein Gutes. Die anspruchslosen Kinder der Natur leben gewöhnlich freier und ungezwungener, als die Leute von feinerer Bildung."

„Als unsere modisch geputzten Salonmenschen," schaltete Victorin nicht ohne Spott ein.

„Nehmt's ihm nicht übel, Mr. Caxton!" versetzte Vater Jak mit zutraulichem Lächeln. „Wenn Ihr einmal längere Zeit in Irland gelebt habet, werdet Ihr die Gebräuche unseres Landes besser verstehen. In Irland lebt man nicht auf hohem Fuße."

„Weil Alles arm ist, mit Ausnahme der reichen englischen Gutsherren und der anglikanischen Prediger, welche von unserm Schweiße leben," entgegnete Victorin mit Leidenschaft. „Man muß in Irland leben, um Irland zu verstehen. Man muß selbst Irländer sein, um Irland's Verhältnisse richtig beurtheilen zu können."

„O bitte sehr um Vergebung, junger Mann," gab Mr. Caxton nicht ohne Empfindlichkeit zur Antwort. „Ich kenne Irland gut, recht gut, besser als mancher Irländer!"

„Aus Büchern?" fragte Victorin schnell und blickte

auf den Schloßverwalter. „Die Bücher über Irland, welche in England gedruckt werden, tragen so selten den Stempel der Wahrheit an sich.“

„Ich bin gut unterrichtet, mein Freund!“ versetzte Mr. Caxton gelassen und suchte seinen Unmuth zu verbergen. „Aber es ist nicht weniger wahr, daß England der beste Freund Irland’s ist, nur wollen das die Irländer, angestammter Vorurtheile wegen, nicht einsehen. Es walten hier Verhältnisse ob — — —“

„Oh, oh!“ unterbrach Victorin den Schloßverwalter, „wir kennen die Freundschaft England’s aus langer Erfahrung. Seit siebenhundert Jahren ist Irland mit der Krone England’s verbunden, und England hat es fürwahr während dieser langen Zeit nicht verstanden, sich auch nur Einen aufrichtigen Freund in Irland zu erwerben. Ist’s nicht so?“

„Keine Uebertreibungen!“ sprach Mr. Caxton. „Sie urtheilen nach dem Schein, mein junger Freund! Groß und edel sind gewiß die Bemühungen England’s, die Irländer glücklich zu machen. Ist nicht das englische Volk von jeher der Träger menschlicher Gesinnungen gewesen? Hat es nicht allüberallhin Menschlichkeit und Cultur zu verbreiten gesucht?“

„England’s Menschlichkeit, England’s Cultur!“ spottete Victorin, „das schmutzigste Interesse hat von jeher das englische Volk geleitet. Behaltet eure Menschlichkeit für euch, England hat in seinen eigenen Gebietstheilen genug aufzuräumen.“

„Nicht hitzig, Victorin!“ sprach Vater Jak mit Ernst. „Wo die Leidenschaften sprechen, da kommt man nicht zur Wahrheit. Lassen wir überhaupt für heute diese Unterredung. Wir wollen Mr. Caxton auf eine andere Weise

unterhalten. Er soll ohne Vorurtheil aus unserm Hause scheiden."

„Ganz gut," sagte der Schloßverwalter, „Ihr redet wie ein erfahrener Mann, Victorin dagegen, wie ein junger Brausekopf, in welchem Alles siedet, kocht und zischt. Bitte um Vergebung, junger Mann!"

„Lassen wir diese Reden," erwiederte Victorin, und verbarg geschickt seinen Unwillen, während er sich Mühe gab, recht freundlich zu scheinen. „Wo bleibt wohl Cecily so lange?"

„Ja, Cecily!" warf Mr. Caxton ein, „der gute Engel Eures Hauses, Mr. Jak!"

Ohne auf die Rede des Schloßverwalters eine Antwort zu geben, lief Vater Jak nach der Thüre und zog mit kräftiger Hand an der Glocke. In diesem Augenblicke ging Cecily Tyrell zur Thüre herein; sie stellte die Erfrischungen auf den Tisch — kühles Obst und eine Flasche Wein, denn Vater Jak hielt für seltene Besuche stets einige Flaschen Wein im Keller bereit. Victorin rückte die Lichter an eine zweckmäßigere Stelle. Vater Jak öffnete die Flasche und schenkte sich und dem Schloßverwalter ein.

„Victorin trinkt keinen Wein," sprach Vater Jak, „der frische Quell im Garten ist gut genug für ihn, wie er selbst sagt."

„Ihr trinkt keinen Wein, mein vortrefflicher Freund?" fragte der Schloßverwalter schnell. „Das kann ich aber kaum begreifen. Wer wollte denn auch den Wein verschmähen! Gibt er nicht Muth, Herz und frohe Laune?"

„Ich danke, Mr. Caxton!" antwortete Victorin, „ich trinke keinen Wein, ich will sein wie jeder arme Irländer."

„Das ist sonderbar," sprach der Schloßverwalter. „Nun,

ich will Euch aber nicht bekehren. Auf Euer Wohl, Vater Jak!"

Und Vater Jak stieß an und that einen kräftigen Zug.

„Wir sind Bekannte," rief der Schloßverwalter aus und lächelte, „wir beide kennen den Wein. Aber — was hätte ich bald vergessen? Fräulein Tyrell, wollet Ihr uns helfen. Vater Jak, Ihr erlaubt schon! Cecily wird mit uns halten."

„Dem guten Kind hab' ich's verboten," gab Vater Jak zur Antwort, „und es hätte eines Verbotes nicht bedurft. Cecily kennt keine Bedürfnisse. Der Wein, der ihr trifft, wandert in die Hütten der Armen."

„Das ist ja ganz vortrefflich," sprach der Schloßverwalter, „das ist ja eine ausgezeichnete Einrichtung. Vater Jak, bei Euch läßt sich Etwas lernen."

„Nichts, was von Bedeutung für Euch wäre," warf Victorin ein.

„Ah so," stöhnte der Schloßverwalter und gähnte wie ein ganz gewöhnlicher Mensch, „Ihr seid zu bescheiden, Victorin! Ihr werdet es in der Welt nicht weit bringen. Aber daß Fräulein Tyrell keinen Wein trinkt, das heiße ich doch die Entsagung zu weit getrieben."

Jak und Victorin schwiegen. Cecily schlug beschämt die Augen nieder. Es entstand ein Stillschweigen, das nachgerade sehr lästig ward. Der Schloßverwalter ließ sich öfters einschenken und trank wacker auf Jak's Wohl und auf die gute Zukunft der Tyrell's. Er merkte nicht, daß er der Familie Tyrell bereits unangenehm ward, obgleich es sich Jak und seine braven Kinder nicht ansehen lassen mochten.

„Also, mein junger Freund!" begann Mr. Caxton wieder mit seiner gewöhnlichen Zungenfertigkeit, „Ihr seid in Dublin gewesen. Das ist ja schön. So weit

kommt nicht jeder Irländer. Nicht jeder sieht die Hauptstadt seines Vaterlandes. Eine treffliche Stadt — dieses Dublin."

„Wie man's ansieht," sprach Victorin gleichgültig, „mir hat's jedenfalls gefallen. Dublin ist eine Stadt, die sich mit den meisten Städten Altengland's messen kann!"

„Und Ihr habt dort gute Geschäfte gemacht?" fragte Mr. Caxton zweideutig. „Ihr habt ja Wolle und Getreide auf den Markt geliefert? Waren die Preise gut? Hielten sie sich auf ihrer Höhe? Sehet, ich könnte Euch nach Vielem fragen, wenn ich nicht befürchten müßte, Euch durch einen längeren Aufenthalt zu ermüden. Es wird allgemach spät."

„Wozu diese Eile?" fragte Cecily schnell, ohne an Etwas zu denken. „Ich meine auf Schloß Erpingham kommt man immer zur rechten Zeit an!"

„Nicht immer, mein Fräulein!" kreischte der Schloßverwalter. „Die frühere Unordnung muß unter meiner Leitung aufhören. Es muß Regelmäßigkeit in das Leben gebracht werden. Die ganze Grafschaft soll es erfahren. Mein liebwerther Vorgänger besaß viele edle und gute Eigenschaften; aber er war zu nachsichtig. Das Volk verkümmert, wenn es nicht mit Strenge regiert wird. Das ist meine Meinung, und diese meine Ansicht steht bombenfest."

„Ich meinte sonst," fiel hier Vater Jak ein und lächelte, „daß man mit Liebe weit eher an's Ziel gelangt, als mit allzu großer Strenge, und daß die Liebe hauptsächlich bei der Leitung des Volkes den Ausschlag geben muß. Was meinst du, Victorin? Du bist ja so stumm, wie ein Lachs im Teiche! Oder haben dich die Strapazen der Reise angegriffen?"

„Ich habe hier gar keine Meinung," antwortete Victo-

rin mit Lachen und blickte schalkhaft auf Mr. Caxton, „indessen kann man ein ehrlicher Mann sein und in den Lebensansichten sehr auseinander gehen. Wie meint Ihr, Mr. Caxton?"

„Ich halte dafür, daß es für mich Zeit ist, nach Erpingham zu gehen," sagte Mr. Caxton. „Potz Donner! Die Uhr auf dem Thurme hämmert bereits die zehnte Stunde. Ich hab' mich gar zu lange aufgehalten."

Und der hagere Schloßverwalter stand auf und schickte sich an zur Abreise. Er gab dem ehrlichen Pächter die Hand und nahm unter vielen zärtlichen Reden Abschied.

„Lebt wohl, Freund Victorin!" sprach er, als er dem Sohne des Pächters die Hand reichte, „werdet ein guter Geschäftsmann, wozu Ihr alle Anlagen habt, dann werdet Ihr Euch endlich mit England versöhnen. Denn die guten Geschäftsleute zeichnen mehr oder weniger den wahren vollblütigen Engländer. Habt Ihr mich verstanden, junger Brausekopf!"

„Gott behüte Euch, Mr. Caxton!" sprach Victorin lächelnd, „und schlaft gut auf dem Schlosse Erpingham. Man sagt, es sei dort nicht recht geheuer und ein früherer Besitzer des Schlosses irre dort herum in den mitternächtlichen Stunden, um die Schuld zu sühnen, welche er den Irländern der Grafschaft abzutragen hat. Wartet, wenn's rasselt und poltert! Nehmt Euch in Acht, daß es dem Diener nicht geht, wie dem Herrn."

„Schalk!" sagte Mr. Caxton und nahm Abschied von Cecily.

Nach einigen Augenblicken war er aus den Gründen des Pachthofes verschwunden.

„Aber das war doch unartig, Victorin!" sagte Cecily, als sie mit Vater Jak und dem Bruder wieder im Besuch-

zimmer angelangt war, „den guten Mr. Caxton so anlaufen zu lassen.“

„Victorin hat eine Schuld bei dem Schloßverwalter abzutragen,“ entgegnete der alte Jak, „die ihn manchmal drücken wird. Ich habe bereits diesen Menschen durchschaut. Du hast heute unklug gehandelt, bester Victorin! Mach' es künftig anders!“

„Ich bitte um Vergebung, lieber Vater!“ sprach Victorin lebhaft und ergriff die Hand seines Vaters, „aber sei geduldig mit mir: du weißt, ich bin ein Irländer vom Kopf bis zum Fuße, und englisches und irisches Blut lassen sich nicht versöhnen.“

„Guter Gott!“ seufzte Cecily und nahm Aschied vom Vater und vom Bruder.

„Leb' wohl, mein Mädchen!“ sagte Vater Jak, „Gott und seine Engel mögen dich beschützen.“

„Bete für mich, Vater!“ lispelte Cecily und küßte die Wangen des entzückten Vaters.

„Cecily ist mein Engel,“ sprach der Greis mit Rührung, „und du, Victorin! bist die Stütze meines Alters.“

„Mein Vater!“ seufzte Victorin, und nachdem er das Angesicht des theuern Vaters geküßt hatte, eilte er in sein Schlafgemach.

Cecily aber lag lange Zeit auf den Knieen und betete für das Wohlergehen des Vaters und Bruders.

Drittes Kapitel.

Ein rettender Engel.

Der Morgen war angebrochen. Die Sonne stand in entzückender Schönheit am Himmel. Draußen war das lieblichste Wetter; ein leichter Morgenwind hatte mit den Bäumen des Gartens gespielt, und der Himmel war wolkenlos und dunkelblau. Alles um den Pachthof des alten Jak war voll Leben; alle Arbeiter waren in voller Thätigkeit. Victorin war unter ihnen, und er machte keinen Unterschied. Der alte Jak war bereits in aller Frühe ausgegangen, um seine gewöhnliche Umschau auf den Gütern seines Gehöftes zu machen. Cecily hatte Alles im Hause aufgeräumt und mit Beihilfe eines Mädchens Alles sauber und rein gescheuert. Sie befand sich eben auf ihrem Zimmer, um eine Handarbeit zu beginnen. Es war ein Kissen für eine arme Wittwe, die in der unmittelbaren Nähe des Pachtgutes wohnte. Da hörte Cecily Schritte auf der Treppe, welche in das zweite Stockwerk führte. Rasch sprang sie auf von dem Stuhle, auf welchem sie gesessen und sprang behende nach der Thüre des Zimmerchens. Die Thüre ging auf und der alte Vater trat herein.

„Gelobt sei Jesus Christus, liebes Kind!“ sprach der Vater und ergriff die Hand der Tochter, die wie eine Rose blühte.

„In Ewigkeit, Vater!“ erwiederte Cecily. „Komm', setze dich an meine Seite. Der Gang durch's Gehöft wird dich ermüdet haben.“

Und Cecily rückte einen Stuhl an das Tischchen, auf welchem ihre Arbeit lag.

„Ja, ich bin müde, Cecily!" sagte Jak wieder, „meine alten Knochen werden mürbe und es geht allgemach langsamer. O wie konnte ich springen in meinen jungen Jahren. Was ist Victorin gegen mich!"

„Das dürfte Victorin nicht hören," erwiederte Cecily, „er will ja allezeit der Hahn im Korbe sein."

„Ach, wie schmeckt die Ruhe so gut, die Ruhe nach der Arbeit!" sagte der Greis. „Wie süß muß erst die Ruhe des Grabes sein nach des Lebens Last und Mühen! Wie angenehm muß das Lager sein, das der Tod uns bettet!"

„Warum so ernst, mein Vater?" fragte Cecily geschwind, „du bist nicht so fröhlich wie sonst am Morgen. Was hat dich denn betrübt? Wer hat meinem guten Vater Sorgen gemacht!"

„O liebes Mädchen," sagte der alte Jak, während er näher an das Tischchen rückte, „es gibt viel Jammer und Elend auf der Welt, und Niemand ist unter der Sonne, der ganz glücklich zu preisen wäre. Du kennst unsern Tom!"

„Unsern heitern Tom?" fragte Cecily schnell und mit großer Theilnahme. „Sollte ihm ein Uebel widerfahren sein?"

„Das nicht, mein Kind!" versetzte der Greis, „aber ich fand ihn doch heute in aller Frühe recht traurig — so traurig, als ein Mensch nur sein kann. Er saß am Meere, den Blick hinausgerichtet über die endlose Fläche und weinte, daß eine Thräne die andere schlug."

„Und was ist die Ursache seines Kummers?" fragte Cecily mit großer Theilnahme. „Rede, Vater! ich bitte. Wir können ihm vielleicht helfen."

„Ach, der arme Tom ist unglücklich," sprach der Greis. „Seine Mutter — du weißt, der arme Junge hat nur die Mutter, denn sein Vater ist längst gestorben! — wurde heute Nacht von einem heftigen Fieber ergriffen. Hunger und Noth haben die Krankheit erzeugt, und es ist keine Hilfe mehr da, um die gute Frau zu retten."

„Ach, Gott!" seufzte Cecily, „wie geht mir das Schicksal des armen Jungen zu Herzen, und wie sehr fühle ich Mitleid und Theilnahme für die kranke Frau. Vater, was wollen wir thun? Der gute Tom ist ein herrlicher Knabe, und das Weib können wir nicht krank in der Hütte liegen lassen und ohne Hilfe."

„Guter Rath ist hier wohlfeil," fiel der Vater ein. „Du bist der Engel, durch welchen Gott der Armen Hilfe senden wird."

„Lieber Vater!" rief Cecily plötzlich aus und fiel dem Vater um den Hals. „Welch' süße Worte höre ich aus deinem Munde! Wie glücklich fühle ich mich, der armen Biddi einen Liebesdienst erweisen zu können!"

„Laß mich los, Cecily!" befahl der Vater, während er eine Thräne der innigsten Rührung zu unterdrücken sich bemühte, „mach' dich fertig. Nimm ein Körblein und fülle es mit Brod, Wein und Obst. Ich lege noch einiges Geld bei, und für einen geschickten Arzt habe ich schon gesorgt. Biddi kann man nicht zu Grunde gehen lassen."

Und das Mädchen eilte in das Gewölbe und füllte einen Korb mit Brod und Früchten. Der redliche Pächter war zum Schranke gelaufen, und hatte Geld in seine Westentasche gesteckt. Schon stand Cecily vor ihm.

„So, laß uns gehen," sprach heiter das engelgleiche Mädchen.

„Ja, gleich, warte nur!" erwiederte Jak, „Tom wird

gleich kommen, und wird den Korb nachschleppen. Ich habe ihn nach der Wohnung des Arztes geschickt, und ihm dringend befohlen, recht bald wieder zu kommen!"

„Ich kann den Korb selbst tragen," rief Cecily aus, „komm Vater, komm!"

Cecily Tyrell ergriff den Korb, der auf dem Tische stand, hing ihn an den Arm und hüpfte nach der Thüre. Sie zog den Vater am Aermel nach sich. Dem guten Manne hätten Thränen aus den Augen fallen mögen, so wonnig und hoch schlug ihm das freudetrunkene Herz. Er hatte Mühe, dem lebhaften Mädchen nachzukommen.

„Langsam, Cecily!" mußte der Vater öfters bitten, „diese Eile thut meinen mürben Füssen wehe!"

„Seltsam, Vater!" scherzte dann Cecily, „Deine Beine gingen sonst so wacker, wenn Dich ein Werk der Liebe rief!"

Die Hütte der armen Biddi lag einsam und verlassen im Moorgrunde, etwa eine gute Viertelstunde von Jak's Pachthof entfernt. Ein schmaler Pfad führte dahin, der bei nasser Witterung schlüpfrig und deßhalb schwer zu gehen war. Niemand hatte sich bis jetzt die Mühe genommen, den Fußpfad auszubessern. Rings um die Hütte dehnten sich bis an den fernen Meeresrand und die Waldesgrenze fruchtbare Wiesen und Triften aus. Vor der Hütte stand ein alter Birnbaum, und eine halbzerfallene Cisterne diente zur Aufbewahrung des Wassers, welches sich hier in diesem schmutzigen Becken sammelte. Einige Bündel Reisig lagen vor der Hausthüre, und eine magere Ziege, die aber Biddi nicht gehörte, weidete auf dem nahen Wiesengrund. Biddi's Wohnung sah mit einem Worte recht ärmlich und verlassen aus. Das Dach war mit Moos dicht bewachsen, und die Fenster-

scheiben waren zerbrochen — an ihrer Stelle war Papier, wenn die Oeffnungen nicht mit einem Lumpen- oder Strohbündel zugedeckt waren. An dem Häuschen war Nichts gut, als die Lage. Schon viele Jahre hatte keine Menschenhand ausgebessert, was schadhaft geworden. Woher hätte denn auch Biddi Geld nehmen sollen? Sie hatte ja mit der Erziehung des armen Tom vollauf zu thun. Biddi war indessen gut und hatte keine Bedürfnisse. Das tagelange Fasten achtete sie für Nichts — für eine Kleinigkeit, die jeder Arme von dem lieben Gotte als unentbehrliche Zugabe erhalten, und wenn sie traurig werden wollte, so griff sie nach dem geweihten Rosenkranz, den sie beständig bei sich führte, und betete andächtig den Psalter, wobei ihr Tom helfen mußte, so lange er zu Hause war.

„Guter Gott!" rief der Greis beim Anblick dieser Hütte aus, „wie kann ein Mensch auch nur in dieser Lehmhöhle leben!"

„Victorin hat Recht, wenn er sagt: daß die Hunde der reichen englischen Grundherrn zehnmal besser gebettet seien, als bei uns in Irland die Armen," sprach Cecily mit Wemuth. „Wie kann ein Mensch auch nur in einem solch' dumpfen Kerker leben! Die Wände sind feucht, und das Wasser rieselt bei regnerischer Witterung auf den Fußboden. Und wie kalt ist dieser Boden! Aus Lehm ist er geschlagen, und eisig und schaurig im Winter!"

„Danke Gott, daß wir in bessern Verhältnissen leben, Cecily!" fuhr der Greis fort, „und daß wir den Armen hilfreich beispringen können."

„Gott und die heilige Jungfrau seien gepriesen," sagte Cecily mit Herzlichkeit. „Doch laß uns in die Hütte treten!"

In der Hütte stellte sich das Bild des Jammers in seiner Vollendung dar. Keine Tische und Bänke, keine Schränke und Stühle waren zu sehen. Hinter dem Kamine lag ein Bündel Stroh — zerknickt und am Verfaulen. Das Licht kam durch eine einzige Oeffnung in das Wohnzimmer, wenn man diese Höhle so nennen konnte. Ein ungehobeltes Brett diente als Tisch und Stuhl. Einige irdene Töpfe lagen am Kamin, aber leer und ungescheuert. Die Torfasche war auf dem Boden zerstreut. Eine magere schwarze Katze saß auf dem Kamin, die große Augen machte und murrte, als Jak und Cecily eintraten. In einer Ecke erblickte man einen zerbrochenen Zuber, neben welchem ein altes Spinnrad und ein roh gearbeiteter Haspel standen. Die Wände waren leer, nur in der Tischecke sah man das Bild des Heilandes und der gebenedeiten Jungfrau, aber so unvollkommen und stümperhaft ausgeführt, daß man sich kaum denken konnte, was diese Bilder darstellen sollten. Alles sah verwüstet aus — eine Wohnung, wie solche viele Arme in Irland besitzen, und manche arme Irländer wären froh, wenn sie in Biddi's Hause wohnen könnten.

„Biddi, liebe Biddi!" rief Cecily mit so engelsmilder Stimme, daß es Einem das Herz hätte durchzittern müssen, und wäre auch das Herz von Stein gewesen. „Biddi, wo seid Ihr?"

Da rührte sich, auf einem halbfaulen Strohbündel hingekauert, die kranke Biddi. Sie wollte sich erheben und strengte alle ihre Kräfte an, aber sie sank beinahe ohnmächtig zurück auf das harte Lager, und stöhnte laut. Dieses Stöhnen ging dem guten Jak sehr zu Herzen.

„Wartet, ich will Euch helfen," rief Cecily aus, und schnell stellte sie den Korb auf den naßkalten Boden, und eilte nach der Lagerstätte der Kranken.

„So jetzt wird es gehen," sagte Cecily, als sie das Haupt des Weibes sanft erfaßt hatte. „Vater, halte die Frau, bis ich das Stroh locker geschüttelt habe."

Vater Jak gehorchte dem Winke, und nun konnte Biddi aufrecht auf dem Strohbette sitzen.

„Wie geht es Euch, Mutter!" fragte Jak mit Rührung. „Es scheint, Euer Zustand bessert sich."

„Besser, als ich glaubte, Vater Jak!" stöhnte das Weib, „es ist eben ein großes Elend, wenn arme Leute krank werden. Seht, so lange ich gesund war, habe ich mir hin und wieder einen Kreuzer mit dem Spinnrad verdienen können. Wenn's nicht reichen wollte, so hab' ich die Menschenfreundlichkeit guter Leute in Anspruch genommen. Und so hab' ich das Leben auf sechzig Jahre gebracht — ein Leben voll Kreuz und Elend, voll Entsagung und Leiden. Erst nahm mir Gott meinen Mann, und nach dem Manne verlor ich Alles, was ich hatte; mehr denn ein Dutzendmal wurde ich aus meiner Wohnung durch unbarmherzige Verwalter vertrieben."

„Klaget nicht, Biddi!" versetzte Cecily mit himmlischer Anmuth, „diese Leiden werden Euch im Himmel hoch angerechnet werden."

„Das ist meine Hoffnung," sprach still die arme Biddi, und blickte mit dem halberloschenen glanzlosen Auge auf Cecily. „O es liegt ein großer Trost in der Armuth, die Armuth zeigt uns vor Allem, daß die Erde nicht jene Welt ist, in welcher der Mensch glücklich sein kann. Deßhalb ist sein Sehnen und Trachten auf etwas Höheres gerichtet — nach Oben, liebes Fräulein, wo die Engel wohnen."

Es lag in den Worten des kranken Weibes so unendlich viel Rührendes, daß sich Cecily Mühe geben mußte, einen Strom von Thränen zu verhindern, aber der

mitleidige Greis mußte wider Willen in Thränen ausbrechen.

„Christus, der Heiland, war auch arm," sprach Biddi nach einer Pause wieder, „und Gott hat für seine Freunde als besonderes Zeichen seiner Liebe die Armuth ausersehen. Und was genießen denn die wahren Freunde Gottes von den Glücksgütern dieser Welt? O sie haben bloß Geld und Gut, um den Bedrängten, in Erdennoth schmachtenden Seelen Liebesdienste zu erweisen, ja Liebesdienste, die das Herz der Armen so wundersam erheben, und mit allem Ungemach und Kreuz auf dieser Erde aussöhnen, wie dieß dieser Engel in Menschengestalt, Cecily, wohl aus Erfahrung weiß. Ist Cecily nicht der gute Engel der Armen in der Grafschaft? Gott segne Euch, Cecily!"

„O Biddi, hört auf!" rief Cecily aus, „Eure Worte demüthigen mich. Wo findet man edlere Herzen als in den Hütten der Armen? Wo schlagen biedere Empfindungen? Wie groß erscheint mir in diesem Augenblicke die Armuth! Gott ist selbst arm gewesen — die Armen sind ihm gleich, lebendige Nachfolger des Heilandes, der nicht hatte, wohin er sein Haupt lege."

Biddi redete nicht mehr, sie blickte mit einem unendlich seligen Auge auf Cecily. Sie hatte die Hände gefaltet, und betete still vor sich hin. Vater Jak mußte dieses Trauergemach auf einen Augenblik verlassen. Nie in seinem Leben waren ihm Armuth und Ergebung in so hohem Grade entgegengetreten. Der Anblick Biddi's hatte ihn zu tief ergriffen.

„Heilige Maria, Mutter Gottes!" sprach endlich Biddi auf ihrem ärmlichen Strohbündel und schloß die Augen.

Mit Schrecken sah es Cecily, und faßte die kranke Frau mit den Armen.

„Vater, geschwind! Biddi ist am Sterben," rief Cecily mit lauter Stimme.

Vater Jak erschien im Gemach der bittersten Armuth.

„Was ist's?" schrie er erbleichend aus, „was ist geschehen?"

„Sieh, Biddi, sie will zu Gott!" gab Cecily zur Antwort. „Wir haben das gute Weib zu sehr angestrengt. Gieb mir die Weinflasche her, daß ich Biddi's Schläfe benetze! Geschwind, Vater, ich bitte!"

Alsogleich war es geschehen. Der Korkpfropf flog in die hinterste Ecke des Gemaches, und ein köstlicher Wein floß in Cecily's hohle Hand.

„Es ist nur eine Ohnmacht," sagte eine Stimme im Hintergrunde der Wohnung. „Es ist nur eine Schwäche. Habt keine Sorgen!"

Es war der Arzt, welcher eben eingetreten war. Nach wenigen Augenblicken war das Weib wieder bei sich und konnte einige Worte stammeln.

„Die Kranke bedarf vor Allem einer kräftigen Speise," sprach der Arzt zu Cecily, „mein Fräulein wird es nicht übel nehmen, wenn ich bitte, eine solche zu bereiten."

Alsobald flammte das Feuer auf dem Heerde, und eine kräftige Speise brachte Leben in den abgematteten Körper des Weibes. Der Arzt schickte sich an zum Weggehen.

„Es fehlt der Frau nur gute Nahrung, damit sie gesund werde," sprach der Arzt unter der Thüre. „Ihr bisheriges Elend hat ihre Gesundheit zu Grunde gerichtet."

„Dafür laßt mich sorgen," sprach Vater Jak. „Es soll der armen Biddi ferner an nichts fehlen."

„Thut das, mein wackerer Freund!" sagte der Arzt, und entfernte sich.

Cecily setzte sich zu den Füssen des kranken Weibes.

Sie leerte den Korb mit den Früchten und mit dem Brode. Dann flocht sie die Haare des Weibes, welche spärlich auf dem abgemagerten Scheitel lagen. Sie gab der Kranken alle möglichen Beweise des herzlichsten Wohlwollens.

„Geht nach Hause, liebes Fräulein!" flüsterte Biddi. „Gott wird mich nicht verlassen."

„Ja, können wir Biddi allein lassen?" fragte Cecily schnell.

„Das werde ich nicht thun," sagte Vater Jak gelassen, „Tom soll bei Biddi bleiben. Wo Tom nur so lange bleiben mag?"

Und wie sich der Greis nach dem zerbrochenen Fenster wandte, um nach Tom zu schauen, so fiel sein Blick nach der Tischecke. Hier lag Tom auf den Knieen und betete innig, und er war so sehr in ein inbrünstiges Gebet versunken, daß er nicht gewahr ward, was um ihn her vorging.

„Tom, lieber Tom!" sprach Jak mit Herzlichkeit, „komm' her, du bleibst bei der Mutter, sie mit Liebe zu pflegen. Dein Lohn soll dir eben so ausbezahlt werden, als wenn du bei mir in der Arbeit stündest. Pflege mir die Mutter! Hast's gehört?"

Aber Tom warf sich gerührt und mit Thränen auf den feuchten Boden vor die Füsse seines Wohlthäters und umfaßte dessen Knie.

„Sterben will ich, wenn ich der Mutter Etwas abgehen lasse," rief er bewegt aus. „O lieber Vater Jak, was wäre ich und die Mutter ohne Euch!"

Cecily trat herzu, und betrachtete den guten Tom und seine Thränen.

„Laß jetzt das Weinen, Junge!" sprach das Mädchen, und ergriff Tom's zitternde Hand. „Gott hat einen

Engel gesandt — er hat geholfen. Bete Gottes Allmacht an!"

„Und dieser Engel, Cecily, seid Ihr!" rief Tom unter heftigem Schluchzen aus, „aber ich will Eure Liebe nie vergessen. Das gelobe ich Euch bei der gebenedeiten Jungfrau!"

„Bleibe ein wackerer Junge!" schloß Jak, „dann wird Alles am Ende recht werden."

Viertes Kapitel.

Sir Jefferson.

„Gut, daß ich Euch treffe, vortrefflicher Freund!" sprach Master Caxton zu Victorin, als er eines Tages durch die Gefilde wandelte, „kann man Euch heut' Abend wohl sprechen? Es wäre mir zu keiner Zeit gelegener. Prediger Jefferson aus London ist hier angekommen, ein ganz würdiger Mann, sage ich Euch, von feiner Bildung und großer Weltkenntniß. Ich möchte ihn gern in den häuslichen Kreis des Vaters Jak einführen. Wir werden gewiß einen vergnügten Abend erleben, besonders wenn es die reizende Cecily nicht verschmäht, an unserer Unterhaltung Antheil zu nehmen. Was ist Eure Meinung, mein bester Victorin?"

So sprach der Schloßverwalter zu Victorin auf dem Moorgrund, den er von den Arbeitern umgraben ließ.

„Ihr wißt, Master Caxton, daß unser Haus Allen geöffnet ist," erwiederte Victorin freundlich.

„Bin schon längst überzeugt, Victorin!" entgegnete

Master Caxton, während er mit den weißen magern Händen an der Halsbinde zog, und dann seine zerknickten „Vatermörder" aufrichtete. „Vater Jak's Gastfreundschaft ist in der ganzen Grafschaft so rühmlich bekannt, daß ich unmöglich an der Erfüllung meiner Bitte zweifeln konnte. Das ist ja prächtig, junger Freund! Wie gut ist es, daß wir Bekannte werden, daß wir dann unsere verschiedenen Ansichten ohne Vorurtheile austauschen können!"

„Auf eigentliche Gelehrsamkeit müßte Master Caxton in unserem häuslichem Kreise aber doch verzichten," versetzte Victorin bescheiden, und trat einen Schritt zurück. „Wir sind Kinder Irland's, des armen Volkes, und haben nicht das Glück genossen, in England's gepriesenen Schulen erzogen zu werden."

„Spottet nicht," gab Master Caxton zur Antwort, „ich setze indessen Euer Wort auf Rechnung Euer anerkannten Bescheidenheit. Also darf ich Sir Jefferson bringen?"

„Wenn's Euch gefällt, Master Caxton!" erwiederte Victorin treuherzig. „Ihr dürft einer freundlichen Aufnahme versichert sein."

„Also wir kommen," sagte Master Caxton.

„Grüße an Vater Jak und an Fräulein Cecily!" rief der Schloßverwalter zurück, und verschwand bald hinter einem Hügel.

Der Abend war gekommen. In dem Pachthofe des Vaters Jak war ein abgelegenes Gemach hell erleuchtet. Jak saß auf einem weichen Polster, und erwartete die Ankunft seiner Gäste. Er zeigte eine heitere Miene, obgleich ihm der Besuch Sir Jefferson's nicht ganz angenehm war. Er konnte aber dem Wunsche des Schloßverwalters nicht entgegen sein, weil er mit Master Caxton

nicht ohne Grund zerfallen wollte. Auf einem Tische standen mehrere Flaschen Wein, und die Theepfanne dampfte im Hintergrunde des Gemaches, wo Cecily, welche sich eine schneeweiße Schürze umgebunden hatte, lebhaft beschäftigt war.

„Cecily, du wirst uns verlassen,“ sprach Vater Jak, „wenn der Thee bereitet ist. Ich will heut' Abend das Amt des Mundschenken besorgen, ich hab's in meinem Leben schon oft gethan. Es soll mir keine Unehre machen.“

„Nach deinem Wunsche,“ versetzte Cecily.

„Du mußt morgen in aller Frühe zu Mutter Biddi gehen,“ fuhr Jak fort, „und junge Mädchen müssen an ein regelmäßiges Leben gewöhnt werden. Der Besuch könnte lange andauern. Victorin und ich werden wohl fertig werden.“

Cecily hatte das Gemach verlassen. Master Caxton trat mit Sir Jefferson herein.

„Prediger Jefferson aus London,“ sprach Master Caxton, als er seinen Freund vorstellte. „Es ist sein Wunsch, den reichsten und edelsten Pächter der Grafschaft kennen zu lernen.“

„Seid mir willkommen, Sir Jefferson!“ gab Jak zur Antwort. „Darf ich bitten, Platz zu nehmen?“

Und die Ankömmlinge setzten sich auf die bereitgehaltenen Polster an den Tisch. Bald waren die geschmackvollen Theetassen gefüllt, und die Gäste schlürften behaglich das warme Getränk. Victorin entkorkte eine Weinflasche, und ließ den köstlichen Rebensaft in die Gläser fließen. Sir Jefferson verzog das Gesicht zu einem zweideutigen Lächeln, als der Wein im Glase funkelte. Seine großen Augen, die tief in dem bleichen Kopfe lagen, rollten unruhig umher. Mit der unschuldigsten Miene musterte er die Gerichte auf dem Tische

„Aber wo ist Cecily, Freund Jak?“ fragte Master Caxton. „Ihr erlaubt doch, daß ich Euch Freund nenne?“

„Ich werde das Amt eines Bedienten besorgen,“ gab Jak zur Antwort, „und wenn ich nicht fertig werde, dann helfen mir Victorin's junge Arme.“

Der Schloßverwalter stutzte und zog ein schiefes Gesicht, während er mit einer verächtlichen Miene auf Sir Jefferson blickte. Dann biß er sich auf die Lippen, um den Unmuth zu verbergen, welcher plötzlich, jedoch vorübergehend, in seinem Herzen erwachte. Denn Cecily Tyrell hätte er gar zu gern an diesem Abend in der Gesellschaft gesehen.

„Das ist aber fatal, Vater Jak!“ sprach Sir Jeffersohn, „daß Ihr die Perle Eures Hauses verborgen haltet, sie sollte heute in unserm heitern Kreise glänzen.“

„Es kommen noch andere Tage,“ versetzte Victorin gelassen.

„Und was gibt es denn Neues in der Welt, meine Herren,“ sagte Vater Jak, um der Unterhaltung geschwind eine andere Richtung zu geben. „Was bringt ihr aus England, Sir Jefferson?“

„Nichts von Bedeutung, was Euch Unterhaltung verschaffen könnte,“ erwiederte Sir Jefferson. „Das Neueste ist, daß das Parlament aufgelöst werden soll.“

„Das wäre doch jammerschade,“ fiel Victorin halb im Ernst und halb im Scherze ein. „Was würde wohl aus Irland werden, wenn die besorgten Herrn das Feld räumen müßten! Kein Parlament scheint es mit Irland je so gut gemeint zu haben.“

„Das sollte mich doch wundern,“ warf Jak dazwischen. „Du würdest bei genauerer Untersuchung doch den Beweis schuldig bleiben, wenigstens könnte man deiner Ansicht sehr bedeutende Thatsachen entgegenstellen.“

„Wie meinst du das, Vater?" fragte Victorin scherzend.

„Ich meine, daß es dem Parlament mit der Hebung Irland's noch niemals Ernst war," versetzte Jak mit Würde. „Wenn das Parlament Sinn für Gerechtigkeit hätte, so wären die Reden Daniel O'Connels mehr denn Worte."

Sir Jefferson stutzte. Diese Wendung des Gespräches war ihm sehr willkommen. Er konnte jetzt eine Gelegenheit finden, seine Weisheit auszukramen, seine Ansichten über Irland's Glück und Unglück darzulegen, und seinem Ehrgeize, der ihn fortwährend folterte, gerecht zu werden. Auch Master Caxton ward aufmerksamer, und leerte sein Glas.

„Ein vortreffliches Getränk," sagte er, „es macht seinem Vaterland Ehre!"

Allein Sir Jefferson ließ ihn mit diesen Worten nicht aufkommen, und blickte ihn unwillig an.

„Ihr meint also," hub er an und wandte sich an Vater Jak, „daß es England mit der Verbesserung der irischen Zustände nicht ernst sei? Ihr haltet dafür, daß England die grüne Insel vernachläßige?"

„Im vollen Ernste," gab Jak zur Antwort, und lächelte freundlich.

„Ich mache mich anheischig, Euch das Gegentheil zu beweisen," sagte Sir Jefferson voll eitler Selbstgefälligkeit. „England hat es stets gut mit Irland gemeint — Irland will England aus altem angestammten Hasse nur nicht begreifen, auch wenn es die Wahrheit mit den Fingern anfassen könnte."

„Oho!" lachte Victorin, und schenkte Master Caxton ein.

„Also seid so gefällig und höret mich an," begann Sir Jefferson, und legte die Hand auf die Brust. „Ich

werde ohne alle Parteilichkeit sprechen. Warum klagt man denn das irische Volk der Unwissenheit und der sittlichen Verkommenheit an? Warum sind die Verbrechen in Irland an der Tagesordnung? Warum läßt sich in Irland die gräuliche Versumpfung des Geistes, welche alle Engländer tief beklagen, nicht beseitigen?"

„Nicht in's Blaue gemalt, Sir Jefferson!" sprach Victorin, während er ein herzliches Lachen nicht unterdrücken konnte.

„Ich bitte, unterbrechet mich nicht, Victorin Tyrell!" bat Sir Jefferson, und schickte sich wieder an, in den Redefluß zu kommen, in welchem er von dem Gelbschnabel Victorin, wie er bei sich dachte, unterbrochen ward, „ich werde meinem Beweise die schlichte Meinung vieler gelehrter Herren anfügen. Vor Allem glaube ich, daß es eine unbeweisbare Nothwendigkeit ist, Irland's Volk zur Staatskirche zu bekehren. So lange es von Rom aus beherrscht wird, wird auch das Licht des Fortschrittes nicht bei ihm Eingang finden, und es wird ewig dumm sein und in Folge grassirender Unsittlichkeit zu Grunde gehen."

„Ich muß meinem Freunde in diesem Punkte vollkommen beipflichten," versetzte Master Caxton gutmüthig, „Irland kann nur gehoben werden, wenn es zum Uebertritt zu der Staatskirche England's geführt wird, und den römischen Glauben verläßt, der die Quelle aller Verdummung und eine mächtige Hemmfessel des geistigen und sittlichen Aufschwunges ist. Ich muß — — —"

„Und die Bemühungen England's sind deßhalb hoch anzuschlagen," fiel Sir Jefferson mit Würde ein. „Wahrhaft erhaben sind die Anstrengungen, welche England's beste Männer machen, um das irländische Volk zum Anschluße an die Staatskirche zu bewegen. Aber die Bevölkerung von Irland ist undankbar genug, diese Wohlthat

zu verschmähen, ein Glück zu verwerfen, welches die erste Ursache seines geistigen und sittlichen Aufschwunges wäre."

„Für diese Wohlthat England's danken wir Irländer," sprach Victorin gelassen, und nahm eine ernsthafte Miene an. „Sir Jefferson, Ihr werdet entschuldigen, wenn ich Eure wohlgemeinten Ansichten nicht theile und nicht theilen kann. Schon seit dreihundert Jahren gibt sich England alle Mühe, die Irländer vom alten Glauben abzulenken, hin nach der Religion seines mächtigen Beherrschers. Es scheute keine Geldopfer, keine Gewalt, keine Bestechung, keine Drohung — überhaupt keine Mittel, um diesem Ziele näher zu kommen. Es könnten hier furchtbare Thatsachen angeführt werden, wenn es gewünscht würde. Trotz alledem blieb Irland fest im Glauben, und jetzt läßt es sich am allerwenigsten zum Staatskirchenthum bekehren — es will heißen: es tritt um keinen Preis über zu dem Sektenwesen England's. Es würde lieber seinen letzten Blutstropfen verspritzen."

„Nicht so hitzig, Victorin!" sagte Caxton und schnalzte mit der Zunge, „es ist noch nicht am Blutvergießen, dazu ist England's Politik zu klug, und der Charakter der Engländer zu edel und menschlich."

„Aber die Versuche, die Irländer von Rom abzuwenden, wird es nicht aufgeben," sprach Sir Jefferson mit Ernst, „und wenn Millionen zu Grunde gehen. England wird und muß seine Prediger senden und seine Bibeln vertheilen. Es wird und muß die Bekehrten mit Geld und Lebensmitteln versehen, und die Verwalter der gräflichen und gutsherrlichen Schlösser müssen milder mit Jenen verfahren, welche zur Religion der Engländer übergetreten. Es muß das irische Volk mit den Fingern greifen lernen, daß der Uebertritt zur Staatskirche auch mit der Erhöhung des Lebensgenusses verknüpft ist."

„Ich sage Euch, Sir Jefferson!“ fiel hier Jak ein, der bisher dem Gespräche aufmerksam zugehört hatte, „England's Versuche sind eitel; England wird seinen Zweck nie erreichen; es wird in Irland, wenn diese Bekehrungsversuche greller hervortreten, nur eine um so größere Abneigung gegen England entstehen. Nichts hält das irische Volk heiliger, als seinen Glauben, und Bestechung und Verfolgung werden es im Glauben nicht wankend machen. Was die englischen Missionäre für die Hochkirche gewinnen, läßt sich auf einige schlechte Menschen zurückführen, die aber in der Regel wieder zur Mutterkirche zurückkehren, wenn sie in bessere Verhältnisse gekommen sind. Kein braver Irländer gibt seinen Glauben auf, das dürft Ihr mir glauben.“

„Oh! oh!“ rief Master Caxton aus, während Sir Jefferson ein mürrisches Gesicht zur Schau trug.

„Es hat auch mit dieser Bekehrung der Irländer durchaus keine Eile,“ fuhr Jak mit aller Ruhe fort. „England's Geistlichkeit kann noch immer seinen Zehnten aus Irland beziehen; der Irländer wird ihn geben, auch wenn es ihn hart ankommt. Der Irländer wird im besten und fettesten Boden pflügen, ohne die Früchte seiner Mühen einzuärnten, ohne eine Hufe eigenen Landes zu besitzen, um ewig dem Auslande dienstbar zu bleiben. So gewiß es ist, daß sich Irland nicht zur englischen Hochkirche bekehren läßt, so richtig und unumstößlich ist es auch, daß das Volk durch einen Uebertritt zu einer andern Religion nicht gebessert wird. England's Sendboten haben das in Irland genugsam erfahren. Und wie sehr fallen die Engländer aus ihrer Rolle! In England wird jeder sogenannte Bekehrte verachtet, man geht ihm aus dem Wege und traut ihm nicht: und in Irland sollte der Abfall vom Glauben ein verdienstliches

Werk sein? Nicht Menschlichkeit ist der Grund, Irland's Volk vom römischen Glauben wegzuführen zum Sektenwesen unserer Zeit, sondern die Abneigung England's gegen die römische Eine Kirche. In Irland sind es nur die Schlechten aus dem Volke, welche sich von englischen Sendboten ködern lassen."

Master Caxton und Sir Jefferson schauten sich betroffen an. Es entstand eine Pause. Die Unterhaltung wollte nicht mehr recht gehen.

„Ihr müßt mir meinen Freimuth verzeihen, Sir Jefferson!" sagte Jak wieder. „Ich heuchle nicht, und ich spreche zudem als Irländer und als Katholik. Es muß Euch freuen, mich als einen betagten aufrichtigen Greis kennen zu lernen."

„Aber so ganz nutzlos sind die Versuche der englischen Sendboten, wie Ihr sagt, Master Jak! doch nicht gewesen," fuhr Sir Jefferson fort, „wie Thatsachen es beweisen. Tausende in den Grafschaften Kerry und Connaught haben das Licht erkannt, und den Trost mächtig empfunden, welcher ausgeht vom eigentlichen Buche des Lebens — von der Bibel, wie unzweideutige Berichte sagen."

„Glaubt diesen Berichten nicht, guter Sir Jefferson," bemerkte Jak, „sie malen in's Dunkle. Geht hin, und Ihr werdet Alles anders finden. Die Tausende werden sich auf einige wenige Bekenner von England's Bibel zurückführen lassen."

„Hm! das wäre doch fatal," fiel der Schloßverwalter ein, „man wird doch keine so derben Lügen in die Welt hinausposaunen. Das läßt sich ja kaum glauben."

„Und doch ist es so!" sagte Victorin lebhaft, „England darf seine Bekehrungsversuche aufgeben Angesichts dieser Thatsache. Was man in England von den Fort-

schritten der Staatskirche faselt, das ist Entstellung und Uebertreibung. Aber man muß laut schreien, sonst fließen die Gelder nicht mehr, und Irland könnte Ruhe erhalten. Das wäre doch zu bedauern."

„Ihr scherzt wohl, junger Mann!" erwiederte Master Caxton, „es kann Euer Ernst nicht sein?„

„Mein voller Ernst," sprach Victorin mit Würde. „Glaubt nicht, Master Caxton, daß ich anders rede als ich überzeugt bin, und daß ich anders handle als ich denke."

„Das findet man in Irland selten," setzte Sir Jefferson hinzu mit der feinsten Miene von der Welt und drehte seine Augen schnell nach allen Richtungen. „Es herrscht nirgends ein größerer Widerspruch zwischen Denken und Handeln als in Irland."

„Mein lieber Sir Jefferson," bemerkte Jak ruhig, „lernt Irland besser kennen. Irland ist besser als sein Ruf."

Ein peinliches Stillschweigen folgte auf diese Rede. Master Caxton schaute in sein Weinglas und drehte es im Kreise. Sir Jefferson ergriff die Lichtscheere und suchte am Kerzenlicht Etwas zu schaffen. Ein ziemlich unangenehmes Gefühl machte sich in dem Kreise geltend.

„Aber das müßt Ihr mir doch gelten lassen, Master Jak!" fuhr endlich Sir Jefferson beinahe in gereiztem Tone fort, „daß die römischen Länder — ich meine die katholischen Staaten, — in ökonomischer Hinsicht weit hinter den Völkern zurückstehen, welche nicht von Rom aus regiert werden, wie zum Exempel unser schönes, gesegnetes England. England war einst auch römisch-katholisch, es hat das Joch abgeschüttelt, und ist jetzt frei und glücklich. Wir können mit Recht hoffen, daß Irland auch einmal dieses Glückes theilhaftig werde!"

„England ist glücklich, saget Ihr, Sir Jefferson!" antwortete Jak. „Gut, ich will Eure Behauptung gelten lassen, so weit sie die bemittelten Volksklassen angeht. Was unter die eigentlich bevorzugten Schichten der Gesellschaft herunterreicht, das lebt in einem fortwährenden schauderhaften Elend. Ich kenne England gut; ich habe ja meine Jugendzeit in England zum größten Theil verlebt, sodann habe ich über England's Zustände auch viel gelesen; aber England's Verhältnisse sind lange nicht so glänzend, als sie dargestellt werden. Man findet unter den niedern Volksklassen nicht blos die drückendste Armuth, sondern auch die ausgelassenste Rohheit und die betrübendste Unwissenheit in allen Dingen. England's Arbeiter sind Sklaven begüterter Herren, Werkzeuge bevorzugter Reicher, welche den Schweiß der Armen verprassen. Nun hat aber der Irländer das vor dem armen Engländer voraus, daß er seine Armuth mit christlicher Ergebung zu ertragen weiß, der arme englische Arbeiter aber meistens ein Leben zwischen Verzweiflung und weltlicher Lebensfreude führt, und sich an alle Truggestalten anklammert, welche im Leben auftauchen, während der Irländer bei dem alten Glauben fest und unerschütterlich stehen bleibt. Es wird einem schaurig zu Muthe, wenn man in die englischen Werkstätten eintritt: ein halbverwildertes Volk bewegt sich mühsam um armseligen Lohn, und schleppt sich nur mit Noth und Elend durch's Leben. Von der Unwissenheit der englischen Arbeiter in christlichen Dingen will ich schweigen. Ich könnte sonst bitterböse werden. Und diese Engländer wollen Irland glücklich machen, und haben im eigenen Gebiete vollauf zu thun."

Vater Jak erhob sich von seinem Sitze. Er lief nach dem Fenster und schaute hinauf nach den Sternen, welche in vollendeter Pracht am Himmel prangten. Da ward

sein Herz wieder ruhig, und er konnte wieder mit der alten Freundlichkeit zur Gesellschaft zurückkehren. Sir Jefferson gab sich zwar nicht gefangen; er begann wieder mit Anklagen gegen die römische Kirche, und machte sich in spöttischen Ausfällen Luft; aber Jak behielt seine Ruhe, und Victorin erging sich in schlechten Witzen auf die Ansichten des englischen Predigers, worüber Master Caxton dermaßen in Zorn gerieth, daß sein Gesicht roth wurde wie ein Hahnenkamm.

„Laßt uns ruhig werden, und die Sache mit Ueberlegung und Kälte behandeln," sprach Vater Jak, während er seine frühere Stellung wieder einnahm, „man kommt weit eher an's Ziel. Ich habe während meinem Aufenthalt in England gar oft die Erfahrung gemacht, daß man dort mit auffallender Geringschätzung von katholischen Staaten redet. Wer katholische Länder ohne Vorurtheil mit offenen Augen bereist hat, kommt zu ganz anderen Anschauungen, als man sie in England in den Salons und in Büchern findet. Unter den vielen Beispielen, wie man katholische Länder in England beurtheilt, führe ich blos Italien an."

„Italien ist doch gewiß ein unglückliches Land," fiel hier Master Caxton ein, und zog heftig an seiner Halsbinde, „dort sind Knechtschaft, Raub und Mord an der Tagesordnung."

„Warum?" rief Sir Jefferson dazwischen, „weil man dem Volke keine Freiheit gönnt, und weil man ihm besonders die Freiheit im Glauben vorenthält — das Fundament des Glücks und des Wohlstandes, die Urquelle wahrer Menschlichkeit und allen Fortschrittes."

„Glaubet das nicht, meine werthen Freunde!" warf Vater Jak ein und rückte näher an den Tisch. „Der Italiener ist so frei wie der Engländer. In Italien

kennt man keine Knechtschaft, und was Raub, Mord und Diebstahl betrifft — diese existiren meist nur in schlechten englischen Zeitungen. Diebe und Mörder gibt es überall, und wo mehr als in England, als in London? Schreiben wir solche Thatsachen ja nicht auf Rechnung eines christlichen Bekenntnisses. Im Gegentheil: nirgends auf der Welt findet man eine kindlichere Frömmigkeit als in Italien, nirgends mehr christliche Bildung — nirgends mehr Aufopferung und Liebe zur Armuth. Der Lazzarone in Rom und Neapel ist weit besser daran als der englische Arbeiter, weil ihn das lebendige, aufopfernde, und in Liebe thätige Christenthum mit seinem Schicksal versöhnt. Ihr werdet mich verstehen. Ich kenne Italien aus eigener Anschauung."

„Euch ist doch nicht beizukommen," rief Master Caxton aus. „Jak, Ihr seid ein gereister, belesener Mann!"

„Es bleibt dabei," fuhr Vater Jak fort und lächelte, „in dem schönen Italien, das von England stets mit Hohn und Verachtung überschüttet wird, ist fast Niemand arm; von einer Armuth, wie in England, ist fast keine Rede, weil dort alle Lebensbedürfnisse billiger sind, und eine Menge Anstalten gegründet wurden zur Hebung der Armuth. Geld macht zudem ein Volk nicht glücklich. Ach, viele reiche Engländer reisen in der Welt herum und lernen Nichts vom armen Volk. Es ist ihnen nirgends wohl und sie könnten sich auf Geld betten, und was thun sie am Ende? — — — Sie gehen auf's Festland und schneiden sich aus Langeweile die Kehle ab."

Es entstand ein lautes Gelächter im Zimmer. Master Caxton hielt sich die Seiten und lachte so lange, bis ein unwillkührlicher Husten der Erschütterung seines Zwerchfelles Einhalt machte. Selbst Sir Jefferson stimmte lachend ein. Victorin's Laune war köstlich, und Jak's

Züge strahlten vor Freude. Es war die Wirkung seiner letzten Worte.

„Aber die Italiener sind unsittlich?" fragte Sir Jefferson, nachdem wieder Ruhe eingetreten war. „So lauten wenigstens die Berichte aus Rom und allen italienischen Hauptstädten."

„Das sagen nur die Engländer, welche dorthin kommen," gab Jak scherzend zur Antwort, „sie bedenken aber nicht, daß sie selbst es sind, welche einige Italiener schlecht gemacht haben oder unsittlich haben wollen. Der Kern des Volks ist grundgut und unverdorben bis in's innerste Mark."

„Und wo stehen wir denn mit der Frage, daß England das irische Volk mit Gewalt glücklich haben wolle?" fragte Victorin lachend, und blickte mit heiterer Miene umher.

„Wir haben gewiß Zeit, sie ein andermal zu lösen," gab Jak zur Antwort. „Wir werden uns dann vielleicht besser einigen."

„Das habt Ihr gut gemacht," rief Master Caxton aus, „wir haben jetzt lange genug um des Kaisers Bart gestritten."

„Um des Kaisers Bart, mein Freund?" warf Sir Jefferson ein, denn er wollte sich noch nicht gefangen geben, „ich glaube, wir haben sehr wichtige Fragen behandelt."

„Sie sind jedenfalls wichtiger, als der alte Kohl und Abklatsch, welcher manchmal in englischen Theeklubbs verhandelt wird," ergänzte Master Caxton mit Lachen. „Aber Sir Jefferson, die Zeit drängt. Wir müssen aufbrechen oder in Erpingham Alles in Unruhe bringen. Jetzt wählet!"

„Verdammt, schon eilf Uhr Abends!" schrie Sir Jefferson aus, „wie doch die Zeit vergeht!"

Da schob Sir Jefferson sein Glas gegen den Sitz des Wirthes und ließ es noch einmal bis zum Rande füllen.

„Woher kommt dieser prächtige köstliche Wein?" fragte er, nachdem er einen guten Zug gethan und sich die Lippen mit dem weißen Taschentuch abgerieben hatte, „er mundet vortrefflich."

„Er kommt direkt aus Italien," gab Jak zur Antwort, und Victorin schenkte noch einmal voll bis zum Rande.

„Also ein römisches Gewächs?" rief Master Caxton aus, und rieb sich die Hände.

„Aus dem Kirchenstaate," versetzte Victorin mit spöttischer Miene.

„Ja, den Wein aus Italien lasse ich mir schon gefallen, das kann ich mit aller Unparteilichkeit gestehen," sprach Sir Jefferson, „aber sonst laßt mich mit diesem Lande in Ruhe."

„Ihr seid doch nach einer Seite hin gerecht," entgegnete Victorin, „und das gereicht mir beim nahen Abschiede zur großen Beruhigung."

„Ihr seid boshaft, Master Victorin!" versetzte Sir Jefferson nicht ohne Gereiztheit, „meint Ihr's ehrlich?"

„Ihr müßt ihn näher kennen," antwortete Jak, „er ist die Offenheit selbst. Er macht nur gern Bemerkungen nach seiner Art."

„Macht Euch fertig, Sir Jefferson," ermahnte Master Caxton, „es ist bereits sehr spät. Der Weg nach Erpingham — — —"

„Ist sicher," fiel Victorin ein, „oder soll ich Euer Begleiter sein, Master Caxton?"

„Ich danke, junger Mann!" gab Master Caxton zur Antwort.

„Nun, wir werden noch bekannter werden," sprach Sir Jefferson beim Abschiede. „Ich liebe es, mich mit einflußreichen Personen auf gutem Fuße zu halten und im besten Einverständniß mit ihnen zu leben."

Mit diesen Worten nahmen Sir Jefferson und der Schloßverwalter Abschied von Jak und Victorin Tyrell. Sie gingen schweigend durch das Gefilde an Biddi's Hütte vorüber und kamen bald gen Erpingham.

„Der Besuch bei dem Alten hat mich nicht ganz befriedigt," fing Sir Jefferson an, als er mit dem Schloßverwalter den Berg hinanstieg, auf welchem Erpingham erbaut war. „Der Alte ist ein bigotter Frömmler und sein Sohn ist ein feiner gewandter Spötter. Auf ihren Einfluß gestützt, hätte ich ruhig die Bekehrung der Grafschaft anfangen können; allein ich sehe Hindernisse — —"

„Die man beseitigen kann," fiel Master Caxton ein, „lasset mich zur Zeit auch ein Wort sprechen."

„Der Alte ist anders, als Ihr ihn geschildert habt, Master Caxton," versetzte Sir Jefferson. „Meine Mission wird nur langsame Fortschritte machen — langsam aber sicher, glaube ich."

„Geduldet Euch," gab Master Caxton ruhig zur Antwort, „Rom ist auch nicht in einem Tage erbaut worden, und eine Festung wird ebenfalls nicht in einem Tage erobert."

„Warum wohl Cecily, von welcher Ihr so viel mit mir gesprochen, bei dem Besuche fehlte, sollte es wohl Absicht des Alten gewesen sein?" fragte Sir Jefferson seinen Begleiter, „ich möchte es fast vermuthen. Ich hätte die Tochter des Pächters gar zu gern gesehen."

„Ah, Euch wässern die Zähne, lieber Jefferson", sprach Master Caxton lachend. „Denkt an Eure Mission, das wird vernünftiger sein. Ich will für Euch an Cecily

denken. Ich will nicht hoffen, daß unsere Pläne sich durchkreuzen."

„Ruhig, Freund!" schloß Sir Jefferson zutraulich, „kennen wir uns denn erst seit gestern? Wozu diese Besorgnisse, diese Furcht? Ich glaube eine gute Ahnung zu haben; nicht umsonst hat uns das neckische Geschick zum zehnten Male zusammengeführt. Und nun gehabt Euch wohl! Schlaft ruhig bis zum Morgen!"

„Träumet in Irland von goldenen Bergen," sprach Master Caxton, „in Irland sind schöne Tage so selten."

Und Master Caxton nahm Abschied von Sir Jefferson.

„Verfluchte Leute, diese Irländer!" sagte Sir Jefferson, als er in sein Zimmer trat. „Sie lassen sich nicht so leichthin ködern. Aber ich sollte nicht Jefferson sein, wenn ich sie nicht zu Dutzenden fange."

Fünftes Kapitel.

Veränderungen.

„Wie findet Ihr das Volk in der Grafschaft?" fragte am folgenden Morgen Sir Jefferson den Schloßverwalter, „glaubt Ihr, die Predigt des Evangeliums werde Anklang finden? Ihr habt Euch schon länger hier aufgehalten. Es wäre mir lieb, wenn ich etwas Näheres von Euch erfahren könnte. Eure Meinung kann mir vielleicht die Grundlage zu weiteren Handlungen darbieten."

„Drei Monate dauerte bis jetzt mein Aufenthalt in der Grafschaft," gab Master Caxton zur Antwort, „ich habe mir in meiner Stellung alle Mühe gegeben, das Volk kennen zu lernen. Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß sich Manches wird machen lassen, wenn man es recht angeht."

„Die Irländer sind ein gutes Volk," sagte Sir Jefferson, und nahm sich langsam eine Prise aus der Dose seines Freundes, „aber sie hängen gerne am Alten. Sie lassen sich nur schwer für etwas Neues gewinnen. Auch wenn sie den Nutzen mit den Fingern greifen können, so bleiben sie beim Hergebrachten stehen. Diese Meinung theilen alle Engländer, welche Irland besucht haben."

„Sie mögen so unrecht nicht haben," versetzte Master Caxton. „Die Irländer sind wackere Leute, wie wir sie eben brauchen können. Unsere Stellung bleibt aber immer schwierig. Es sind Vorurtheile da, die sich durch Jahrhunderte fortgeerbt haben. Der Haß gegen England und gegen Alles, was von England kommt, läßt sich nicht mit einem Federstriche austilgen."

„Das ist dumm, einfältig," fiel Sir Jefferson ein, „England will ja nur Irland's Glück und Wohlfahrt. Was können die bigotten Irländer dagegen einwenden?"

„Still, mein Freund!" sagte der Schloßverwalter, „wir müssen ganz ruhig bleiben, und dürfen nur langsam und mit Vorsicht voranschreiten. Wenn man mit Prügeln kommt, so fliegen die Sperlinge davon. Habt Ihr mich verstanden?"

„Sehr wohl, mein Freund!" entgegnete Sir Jefferson, „ich spreche aber auch nur auf diese Weise bei Euch. Mit dem Volke werde ich anders verkehren."

Sir Jefferson lief an's Fenster. Er blickte in die Landschaft hinaus; sie schien ihm zu gefallen; denn sie

bot mannigfaltige Abwechselungen dar, und das Auge hatte Etwas zu schauen. Die Hügel waren mit einem üppigen Grün bewachsen, und ein niedriges Gehölz zog sich am Rande des Gehöftes hin. Ein kleiner Bach murmelte im Moorgrunde, und in der Ferne sah man das majestätische Meer. Sir Jefferson griff nach seinem Augenglase und schaute weithin in die Umgebung. Es mußte ihn etwas lebhaft fesseln, denn sein Blick ward unruhig, und er stampfte gewohnheitsmäßig mit dem Fuße.

„Master Caxton!" rief er plötzlich aus, „bemühet Euch zu mir zu treten!"

Master Caxton folgte der Stimme und trat an's Fenster.

„Was giebt's, lieber Freund?" fragte er gleichgiltig, und schaute in die Landschaft hinaus.

„Sagt mir, was sind denn das für nette Häuschen dort unten am fernen Hügelrande, der sich bis an das Meer ausdehnt?" sprach Sir Jefferson, und faßte seinen Freund am Arme.

„Dort unten, in jener Richtung?" fragte Master Caxton, indem er mit der Hand winkte. „Verstehe ich Euch recht, so meint Ihr jene schmucken Häuschen, welche im Sonnenschein glänzen."

„Ja, ja, Master Caxton!" gab Sir Jefferson lebhaft zur Antwort.

„Das sind Pächterhäuschen für jene Irländer, welche zum Evangelium übergetreten," versetzte der Schloßverwalter, „es sind recht niedliche Wohnungen, weißgetüncht und aus Backsteinen gebaut. Um die Häuschen dehnt sich das Land aus, welches den Pächtern zu gut kommen soll. Leider sind bis jetzt die Häuschen unbewohnt."

„Unbewohnt?" rief Sir Jefferson aus, und verzog

seine frommen Mienen, „aber das ist ja sehr zu bedauern. Wie kommt denn das? Man sollte glauben, es wäre nicht möglich. Solche hübsche Wohnungen leer stehen lassen — nein! es ist zum Verzweifeln."

Sir Jefferson stand in halbverzweifelter Stellung da, und schaute trübselig auf die Landschaft, die ihm jetzt lange nicht mehr so reizend vorkam. Er hielt diese Häuschen vorher für eine „evangelische Colonie," denn an andern Orten in Irland hatte er etwas Aehnliches gesehen, und nun mußte er zu seinem Schmerze erfahren, daß alle „hochkirchlichen Bestrebungen" kein Ergebniß erzielt hätten. Er mußte zu seiner großen Betrübniß sehen, daß Master Caxton und seine Diener einzig und allein seine „auserwählte Heerde" bilden. Das machte den edlen Sir niedergeschlagen. Er machte das Fenster zu, und setzte sich kopfhängend an den Tisch.

„Aber, mein lieber Master Caxton," begann er endlich wieder, „das ist ja schrecklich — furchtbar, daß — —"

„Allerdings sehr traurig," fiel der Schloßverwalter ein, „aber die Verwaltung hat bisher auch Nichts getaugt. Mein Vorgänger war ein sogenannter guter Mann, der froh war, wenn er sich in seinen alten Lehnstuhl werfen konnte, und wie ich erfahren, waren diejenigen, welche Bibeln unter dem Volk verbreiten sollten, nicht vom rechten Eifer beseelt, und meinten, das Buch mache Alles — es lese sich selbst."

„Das muß anders werden," rief Sir Jefferson hitzig auf, „ich will diese Schande nicht auf mein Haupt laden."

„Ja, es gab eine Zeit, in welcher diese Häuschen bewohnt waren," sagte Master Caxton, „es war vor sieben Jahren, als eine große Hungersnoth und eine ansteckende Seuche Viele zur Besinnung brachten. Damals

traten Viele zur Hochkirche über; sie wollten Brod, Kleidung und Wohnung. Die irischen Priester gaben sich alle Mühe, den Abfall, wie sie sagen, zu verhindern, sie duldeten und hungerten mehr als das Volk: aber es half Nichts. Als nun bessere Zeiten kamen — — —"

„Fielen die Leute wieder vom Evangelium ab," schrie Sir Jefferson noch hitziger d'rein, „ich verstehe, was Ihr sagen wollt; es fehlt an der eifrigen Pflege der geretteten Seelen."

Sir Jefferson gerieth in einen heilsamen frommen Zorn, und stand von seinem Sitze auf.

„So ist es," fing er an, und lief hastig im Zimmer umher, „wenn Miethlinge den Weinberg des Herrn besorgen. Wenn der Wolf kommt, ergreifen sie feige die Flucht, und verlassen die Heerde."

„Da giebt es viel Arbeit für Euch, Sir Jefferson!" sagte Master Caxton gelassen. „Die Häuschen müssen Einwohner erhalten, und koste es, was es wolle. Ich bin mit ganzer Seele Euer Diener. Aber gehen wir vorsichtig zu Werk. Machen wir uns beim Volke beliebt, und wenn die Güte nicht ausreicht, dann kommen wir mit Drohungen und Gewalt. Die kleinen Pächter sind verschuldet, sie können nicht bezahlen. Die Nachlässigkeit meines Vorgängers kommt dem Evangelium zu Statten. Die Noth macht das Volk mürbe, und Viele werden den irischen Priestern ungetreu. Ihr habt alsdann bloß das Vergnügen, die geretteten Seelen zu erhalten."

„Ganz richtig!" sprach Jefferson lächelnd, „aber wir müssen nach einem wohlüberlegten gemeinschaftlichen Plane arbeiten. Was haltet Ihr von den Tyrell's?"

„Stille, darüber ein anderes Mal mehr!" versetzte Master Caxton. „Kommt Zeit, kommt Rath!"

„Klug gesprochen, Herzensfreund!“ rief Sir Jefferson freudig aus, „ich bin glücklich, an Euch einen Gehilfen gefunden zu haben. Der gütige Himmel wird unsere Sache segnen.“

„Haltet reinen Mund!“ sprach Sir Jefferson. „Das Hochwild darf die Lunte nicht riechen.“

Und die würdigen Freunde umarmten sich, und Caxton verließ das Zimmer mit einer Miene voll Seligkeit und Wonnegefühl. Sir Jefferson aber begab sich an den Tisch und besorgte seine Arbeit. Er fühlte sich von neuem Muth und frischen Hoffnungen belebt.

Sechstes Kapitel.

Ein Abtrünniger.

Eine kurze Zeit war seit der Ankunft Sir Jefferson's verflossen, und doch konnte eine große Veränderung in der Grafschaft bemerkt werden. Am wenigsten entging dieser Wechsel dem biedern Jak und dem geradsinnigen Victorin. Beide erkannten recht wohl, daß es auf das Gewissen und die Seele der Irländer abgesehen sei, doch gaben sie sich der Hoffnung hin, daß Sir Jefferson eben so wenig ausrichten werde, als seine Vorfahren. Sir Jefferson ließ sich fleißig in der Oeffentlichkeit sehen, und kam oft in das Pachthaus des Master Jak, um in dieser angesehenen Familie zu „lernen,“ wie er sich auszudrücken

pflegte. In der That hatte er aber andere Absichten: er wollte sich durch eine gute Haltung gegen die Tyrell's das Feld bahnen zu seiner „evangelischen Wirksamkeit.“ Er wollte beim Landvolke durch den Umgang mit Jak Tyrell Vertrauen erwecken. Wohl fühlte Sir Jefferson, daß zwischen den Herren von Erpingham und dem reichen Pächter Jak kein eigentliches freundschaftliches Verhältniß bestehen könne; wohl ahnte er, daß er vielleicht nicht einmal in Tyrell's Hause gern gesehen sei; allein er setzte sich über derartige Kleinigkeiten mit Leichtigkeit hinweg. Sir Jefferson war auch ein Weltmann, konnte sich in unabänderliche Verhältnisse schicken, und hatte ein großes Vertrauen auf die Zukunft. Besonders hielt sich Sir Jefferson an das arme Landvolk — hier wollte er mit der Bekehrung Irland's den Anfang machen.

Sir Jefferson saß in seinem Zimmer auf dem Schloß Erpingham. Es lag eine aufgeschlagene Bibel auf dem Tische und viele Briefe. Sir Jefferson machte ein unfreundliches Gesicht; es mußten unangenehme Nachrichten eingelaufen sein.

„Donner und alle Welt,“ rief er aus, „was kann man denn mit diesem dummen Volke machen? Diese irischen Priester haben seinen Verstand ganz und gar verkehrt. In London drüben haben die Herren gut vorsagen: mache es so oder so; aber — — — Wahr ist's, ich brauche Geld und man gibt mir Geld, aber das Geld allein reicht hier nicht aus, wo der Hunger selbst keinen Erfolg hat. Wenn ich an der Wahrheit und Gerechtigkeit meiner Sendung zweifeln würde, so würde ich alle Hoffnung aufgeben. Aber ich verzage nicht; ich vertraue auf das göttliche Wort. Die Bibel kann nicht trügen.“

Sir Jefferson stand auf und lief an's Fenster. Er

rieß es schnell auf, als wollte er sich an frischer Luft erquicken. Da sah er das Pachthaus der Tyrell's vor sich liegen, und ein neuer Unmuth erfüllte seine Seele.

„Diese Tyrell's sind eigentlich die Wurzel, an welcher das Landvolk hält," sprach er finster in sich hinein, „könnte man diese aus der Erde reißen, so hätte ich den halben Sieg in der Hand. Doch es wird sich schon machen. Nur Geduld, alter Graukopf! Ich habe zudem meinen ersten Besuch noch nicht vergessen, und der Spott, mit welchem mich Victorin überschüttet, lebt noch tief in meiner Seele. Ich werde Rache üben zu seiner Zeit. Ich muß Master Caxton hinter die Tyrell's hetzen. Dieser wird ihnen warme Tage machen."

Die Thüre ging auf. Master Caxton trat herein. Er hatte eine köstliche Laune und lachte hoch auf. Sein Auge glühte vor Wonne.

„Ei, schönen guten Morgen, Sir Jefferson!" rief er aus, „ei, da kommen ja die Freude und die Trauer zusammen. Es muß Euch etwas quer über's Herz gekrochen sein, daß Ihr so trübselig und nachdenklich aussehet. Ei, was ist's nun, lieber Sir Jefferson?"

„Spottet nicht, Master Caxton!" sprach Sir Jefferson, „wen sollte es nicht angreifen? Denket, da bekam ich heute schöne Nachrichten aus London. Sie würden Euch wahrlich auch nicht freuen, wären sie an Euch gerichtet."

„Solche Streiche muß man von sich schütteln," erwiederte Master Caxton, „Trübsinn taugt für unsere Leute nicht. Fröhlich, heiter, sag' ich, Sir Jefferson, oder wir sind keine Freunde mehr."

„Wo denkt Ihr hin? Was giebt es denn, das Euch so lustig macht, Freund Master Caxton?" fragte Sir Jefferson, „mich dünkt, Ihr treibet heute Nichts als Scherze."

„Warum sollt' ich nicht scherzen?" fiel Master Caxton ein, „es ist ja so schön auf der Welt, namentlich in Irland."

„Da könnt' Einer schon zum Narren werden," meinte der Prediger aus England, „nirgends so langweilig als in Irland: nein! dieser düstere Himmel und dieses zerlumpte Volk, diese elenden Hütten!"

„Gewinnt das Volk für die Bibel'" rief Master Caxton aus, „aber es scheint, es geht Euch wie Euern Vorgängern. Diesen konnte man nicht genug Geld schicken, und wenn das Werk nicht vorwärts gehen mochte, so hieß es, man gibt den Armen zu viel Geld. Sie hatten immer eine Ausrede. Der selige Gutsherr hat sich oft darüber geärgert."

„Der selige Gutsherr?" fragte Sir Jefferson geschwind, „ist denn der Herr von Erpingham gestorben? Sollte die Grafschaft auch noch einen neuen Herrn bekommen?"

„Ja, der Gutsherr ist todt — ganz todt! Lieber Sir Jefferson, jetzt geht bei mir die Freude erst recht an," jubelte Master Caxton, „er hat mich noch mit einer Erbschaft von dreihundert Pfund, langjähriger getreuer Dienste wegen, bedacht. Seht, das macht mich fröhlich: nicht der Tod meines Herrn, sondern die Erbschaft."

„Wer auch so glücklich sein könnte," rief Sir Jefferson verwundert aus, „wen der Zufall auch so schnell zum reichen Manne machen kann!"

„Hab' ich nicht gesagt, die Trauer und die Freude treten einander auf die Zehen, Sir Jefferson — ganz vortrefflich, Sir Jefferson?" sprach Master Caxton lachend. „Der neue Gutsherr macht eine Reise nach der Grafschaft; nach vier Wochen soll er ankommen."

„Nach vier Wochen, guter Gott!" sagte Sir Jefferson erblassend, „das ist wahrlich eine kurze Zeit."

„Darum sputet Euch, daß Ihr ihm ein Heerdlein Be-

kehrte entgegenführen könnt," sagte Master Caxton gutmüthig, „er hält viel auf die Bibel. Das fördert vorwärts, trägt Ruhm und Ehre ein, und füllt die Börse."

„Ach, guter Gott!" erwiederte Sir Jefferson traurig, „mit dem irischen Volk ist Nichts anzufangen. Es ist taub für die Stimme des Evangeliums."

Da ward an die Thüre angeklopft. Master Caxton sprang nach der Thüre und wollte sie selbst öffnen; aber die Mühe ward ihm erspart. Es trat ein Mann herein — es war ein Arbeiter des Pächters Jak. Er sah recht abgelebt und elend aus. Seine Kleider waren zerrissen, seine Mütze war zerlumpt. Er trug trotz der strengern Jahreszeit nur einfache Sohlen an den Füssen. In seinem Gesicht konnte man Züge entdecken, welche an ein ausschweifendes Leben erinnerten. Und Mark war auch nicht in allen Dingen zu loben. Jak suchte ihn zu bessern. Manchmal hielt sich Mark längere Zeit, aber er fiel immer wieder in den alten Fehler zurück. Mark hatte zwar manche gute Eigenschaften, er besaß manche Vorzüge; deßhalb wurde er so lange bei Tyrell's geduldet.

„Ein irischer Bettler?" fragte Sir Jefferson kurz, während er in die Börse griff und ein Pencestück hervorlangte.

„Mit Verlaub und Gunst," sprach der Fremdling, „ich bin kein Bettler, wenigstens nicht, was man unter einem gewöhnlichen Bettler versteht. Ich bin Mark, Jak's Arbeiter."

„Ach, Mark! was treibt Euch denn daher?" sagte Master Caxton, und maß den Irländer mit seinen großen Augen.

„Ich bin unglücklich und kann mich nicht mehr trösten," versetzte Mark. „Mein Herr, der reiche Pächter Jak hat mich wegen eines kleinen Fehlers entlassen. Ich leide

bittere Noth, und habe keine Arbeit; deßhalb will ich bei dem englischen Herrn Unterricht in der Bibel nehmen. Das wird mir wieder auf die Kräfte helfen."

„Hört, Sir Jefferson," sprach Master Caxton in heiterer Laune, „das ist Wasser auf Eure Mühle. Ein verlaufenes Schäflein will in den wahren Schafstall zurückkehren."

„Gott sei gepriesen!" seufzte Sir Jefferson und ließ seine großen Augen unheimlich in den Augenhöhlen rollen, konnte aber seine Freude kaum verhehlen. „So kann doch endlich ein Anfang gemacht werden."

„Es kommen noch Viele," sprach Mark mit gedämpfter Stimme, „sie fürchten nur den alten Jak. Die neuen Pächterhäuschen gefallen meinen Kameraden gut."

„Hört Ihr's, Master Caxton?" fiel der Prediger rasch ein, „ich habe es Euch schon oft gesagt, daß Jak das Werk der Bekehrung hindert. Er hat seinen Nutzen dabei, wenn das Volk dumm bleibt."

„Nun gehen mir die Augen auf," rief Master Caxton aus, „aber ich will dem Jak in die Fersen sitzen. Die Pest — — —"

„Halt, halt, Master Caxton," sagte Sir Jefferson salbungsvoll, „nur keine Verwünschungen! Sie schlagen so oft in's eigene Haupt ein. Jak wird die Zeche schon bezahlen."

„Seht doch den armen Mark an, wie er zittert!" sprach Master Caxton. „Es muß ihm wohl recht übel ergangen sein."

„Schlecht, sehr schlecht, ihr Herren!" sagte Mark mit zitternder Stimme, „schon bereits vier Tage habe ich Nichts genossen. All' mein Geld ist dahin, und ich habe in einem feuchten Stalle geschlafen, wo mich Jak noch ge-

duldet. Ich bin zu ehrlich, mich an diesem Manne zu rächen, obwohl ich dazu im Recht wäre."

Sir Jefferson zog Master Caxton am Arm an's Fenster.

„Master Caxton!" sagte er leise zum Schloßverwalter, „für den armen Mark müssen wir Etwas thun. Was meint Ihr?"

„Ich weiß keinen Rath," versetzte Master Caxton verlegen, „ich bin selbst ein armer Mann."

„Schämt Euch das zu sagen, Master Caxton," fuhr Sir Jefferson heftig auf. „Das ist ja — — —"

„Ruhig," flüsterte Master Caxton, „beschämt mich nicht. Wie steht's denn mit den Geldern der Mission?"

„Sie sind bereits ausgegeben," versetzte Sir Jefferson leise.

„Aber ist das eine Wirthschaft," rief Master Caxton aus, „wo denkt Sir Jefferson hin? Das ist fatal!"

„Besinnt Euch, Freund Caxton!" fiel Sir Jefferson gutmüthig ein, „ließe sich für Mark kein Amt ermitteln? Ist die Gerichtsdienersstelle schon vergeben?"

„Gut, daß Ihr meinem Gedächtniß zu Hilfe kommt," sprach Master Caxton rasch, „er soll das Aemtlein haben, besonders deßhalb, weil er der Erste in der Grafschaft ist, der sich zum Evangelium bekennt."

„Brav, Master Caxton!" rief Sir Jefferson, „das hat Euch ein guter Geist eingegeben. Mark ist dankbar, er wird diese Wohlthat gewiß nicht vergessen."

„Das will ich auch," versetzte Mark mit lauter Stimme.

Master Caxton wandte sich an Mark. Sir Jefferson drehte sich ebenfalls nach seinem „alten Schüler", wie er Jene nannte, welche er in der Grundlehre der Hochkirche unterrichten mußte.

„Mark, Ihr seid ein wackerer Mann, wenn der filzige Pächter Jak auch Mängel an Euch entdeckt haben mag,

die meinetwegen auch vorhanden sein können," sagte Master Caxton ernsthaft, „ich will das nicht untersuchen. Ihr müßt Euch gut halten und ehrlich sein. Ihr seid von mir in das Amt eines Gerichtsdieners von Erpingham eingesetzt, und der neue Gutsherr wird Euch ohne Zweifel in dieser Stelle bestättigen. Da habt Ihr auch die schönste Zeit, Euch von Sir Jefferson in dem Evangelium gründlich unterrichten zu lassen. Gebt Acht und seid fleißig, damit ein guter Christ aus Euch wird, an dem sich Jedermann erbauen kann. Habt Ihr mich verstanden?"

Der arme Mark wollte die Hand des Schloßverwalters ergreifen, um sie zu küssen. Master Caxton aber zog sie schnell zurück und sah stolz und mit Verachtung herab auf seinen Diener.

„Ich danke Euch, gnädiger Master Caxton!" stotterte Mark und machte eine Verbeugung, daß er beinahe mit dem Munde den Fußboden berührt hätte.

Während Master Caxton so ernsthaft mit Mark gesprochen, hatte Sir Jefferson eine Kasse geöffnet, und hatte Geld herausgenommen. Es war die Missionskasse, und als Master Caxton geschlossen hatte, trat er vor Mark hin, und schaute ihn mit einem durchdringenden Blicke an.

„Es ist Euch nun geholfen und Euren Kindern und Eurem Weibe auch," sagte er, „macht Euch dieser Güter würdig. Ihr und Euer Haus werdet in dem Evangelium unterrichtet werden. Es macht mir Freude, schon Morgen zu beginnen. Wirket und schaffet für das Reich Gottes, daß die unsterblichen Seelen Eurer Brüder und Freunde ebenfalls gerettet werden. Und dieses Geld gehört Euch, richtet Euch wohnlich ein."

„Mark, für heute könnt Ihr gehen," sprach Master

Caxton laut, „sagt den Leuten, wie gut Sir Jefferson ist, und wie milde und edel der Schloßverwalter denkt, wenn die Leute Verstand genug haben, seine Absichten zu begreifen!"

Die würdigen Freunde schauten sich an, als Mark das Zimmer verlassen hatte. Es wollte Keiner zuerst das Wort ergreifen; Jeder fühlte sich verlegen.

„Hab' ich's nicht gesagt, es gehe noch mit dem Evangelium," fing Master Caxton zu reden an, „man muß nur die Leute für sich zu gewinnen wissen."

„Mark hat zwar in jeder Hinsicht ein schelmisches Gesicht," versetzte Sir Jefferson und wollte lächeln.

„Ihr müßt aber mit Eurer Bibel uns bessern," entgegnete Master Caxton spöttisch. „Sie allein ist der wahre Weg und das untrügliche Mittel, aus Schelmen Menschen zu machen."

Und Master Caxton schlug ein helles Gelächter auf, und drehte dem würdigen Sir Jefferson eine Nase.

„Laßt das Spotten!" bat Sir Jefferson, „ein braver Mann treibt mit dem Worte Gottes keinen Scherz. An Euch, Master Caxton, schickt es sich gar nicht. Doch lassen wir uns einen kurzen Ausflug unternehmen. Die Freude treibt mich hinaus in Gottes himmlisch schöne Natur!"

Siebentes Kapitel.

Ein feiner Plan.

„Master Caxton!“ begann Sir Jefferson im salbungsvollsten Tone zu reden, als sie die Thürme von Erpingham hinter sich hatten, „ich bin Euer wahrer und aufrichtiger Freund. Ihr habt Niemand auf der Welt, der es so redlich und offen mit Euch meint, als ich.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fiel Master Caxton ein. „So einfach und schlicht Eure Worte sind, so dünkt mich, ihr Sinn könne doch tiefer liegen. Erklärt Euch, ich bleibe nicht gern auf der Oberfläche stehen. Ich bin ein guter Engländer.“

„So hört mich an,“ fuhr Sir Jefferson fort. „Master Caxton ist der glücklichste Mann in der Grafschaft. Er hat ein solides Amt, das seinen Mann ernährt, denn hundert und fünfzig Pfund sind keine Kleinigkeit. Ihr habt selbst ein schönes Vermögen von Hause aus, und habt noch einen wackern Antheil geerbt. Ihr seid jung, wenn nicht hübsch, so doch nicht häßlich. Eure Häuslichkeit ist in der ganzen Grafschaft bekannt, und an Eurem männlichen gesetzten Benehmen zweifelt kein Mensch; aber Ihr wandelt ohne Frau, ohne Kinder durch das Leben. Es fehlt Euch noch des Lebens edelste Würze: ein eigener Heerd, ein braves Weib und liebe Kinder!“

„Ihr seid ein Schalk, Sir Jefferson!“ rief Master Caxton aus, „ich habe Euch durchschaut. Ihr wollt mich verkuppeln. Ihr habt gewiß ein Bäschen oder so Etwas in London sitzen!“

Und Master Caxton lachte, daß es weithin hallte.

„Was muß man Alles von Euch hören,“ sprach Master Caxton, „Ihr seid ein unerschöpfliches Talent.“

„Im Ernste!“ unterbrach Sir Jefferson seinen Freund, „Ihr könntet Euer Glück machen, wenn Ihr wolltet; aber Eure Laune scheint mir schlechte Aussichten zu sichern. Wenn man von diesem Capitel spricht, darf ein Mann seinen Ernst nicht verlieren.“

„Ernst oder Scherz,“ sprach Master Caxton, „es liegt mir wenig daran. Doch sprecht Euch aus, mein Freund!“

Sir Jefferson ergriff den Arm des Schloßverwalters, und so führte er ihn langsam den Pfad entlang, und that so freundlich, als es ihm nur möglich war.

„Master Caxton,“ begann Sir Jefferson, „Ihr kennt des reichen Pächters Tochter.“

„Cecily?“ versetzte Master Caxton, „fürwahr ein schönes Kind!“

„Cecily mein' ich, ich sprech' es offen aus,“ entgegnete Sir Jefferson. „Das wäre ein Mädchen für Euch. Ich errathe fast, Ihr seid dem anspruchslosen Kinde gewogen.“

„Wie triftig Euer Urtheil ist,“ rief Master Caxton aus, „es scheint, Ihr könnt in Herz und Augen lesen!“

„Ich bin weit gereist,“ fiel Sir Jefferson ein, „ich habe schon Allerlei erfahren. Was sagt Ihr zu dem Plane? Wenn der alte Filz Ja sagt, dann seid Ihr ein glücklicher Mann.“

„Wenn er aber das Gegentheil sagt, und mich von der Hand weist?“ fragte Master Caxton geschwind.

„Dann seid Ihr noch Schloßverwalter von Erpingham und habt Nichts verloren,“ antwortete Sir Jefferson, „und Ihr habt dann allen Grund, gegen den alten Querkopf ohne Rücksicht zu verfahren, wenn er Euch einmal nicht genehm ist. Aber ich denke, daß ihm Euer Anerbieten

lieb ist. Denkt doch eine so hübsche Anstellung. Euer Beruf! Einfältig ist der alte Jak nicht. Er ist gewiß gut."

„Ist diese Sache ein so gefährliches Unternehmen," sprach Master Caxton vor sich hin, „so werden sich Gehilfen finden. Wollt Ihr mein Begleiter und Führer sein? Eure salbungsvollen Reden werden dem alten Jak gewiß sehr zu Herzen gehen."

„Das ist eine Sache," warf Sir Jefferson dazwischen, „die Ihr allein auskämpfen müßt."

Master Caxton antwortete nicht. Er zog die Halsbinde fester an und strich sich den Bart, damit er Etwas zu thun hatte. Es gingen ihm die seltsamsten Gedanken durch den Kopf. Er war verwirrt. Jefferson hatte seine geheimsten Wünsche durchschaut. Sein Streben war aufgedeckt. Er wollte sich durch eine Glücksheirath bereichern. Daß andere Menschen außer ihm auch Verstand haben, daran dachte er freilich nicht. Er meinte, dem alten Jak müßte es wohl willkommen sein, seine Tochter als Braut des Schloßverwalters von Erpingham zu wissen. Aber wie sollte er es angehen, um seine Wünsche an den Vater zu bringen? Was sollte er antworten, wenn Schwierigkeiten erhoben würden? Jak war ein begüterter Pächter, ein Mann von großem Einfluß — er gehörte zu den Ausnahmen in der Reihe der irischen Pachtleute.

„Ihr seid nachdenklich geworden, Master Caxton!" sagte endlich Sir Jefferson, „laßt Euch die Sache nicht zu sehr zu Herzen gehen. Ihr habt Verstand, Ihr habt guten Willen: Alles wird sich machen lassen."

„Mein liebwerther Freund!" seufzte Master Caxton, „ich sehe unendliche Schwierigkeiten, die überwunden sein müssen. Es schwindelt mir vor den Augen."

„Das sind Narrheiten," bemerkte Sir Jefferson, „verliert nur den Verstand nicht. Nur wer Muth hat, führt die Braut in's Haus, sagt ein Sprichwort. Kennt Ihr denn nicht Cecily? Wird ihr der Tausch nicht angenehm sein? Wird sie Euch nicht bereitwillig Herz und Hand bieten?"

„Cecily ist ein sonderbares Mädchen," sagte Master Carton stille, „ich kann nicht recht aus ihr kommen. Sie ist freundlich, gefällig, bescheiden und würde ihr Leben geben — — —"

„Für die, welche Sie liebt," unterbrach Sir Jefferson seinen Freund und lächelte schalkhaft.

„Nein für die Armen der Grafschaft," fügte Master Carton hinzu. „Cecily ist ein Mädchen voll Edelsinn und ein Musterbild jeglicher Tugend. O Freund, wer die Tugend einmal in diesem Bilde erschaut hat, der muß vor dem Laster erzittern, wenn er auch selbst davon ergriffen wäre!"

„Freund, Ihr faselt!" sagte Sir Jefferson kalt und bestimmt, „Eure Trauben beginnen noch nicht zu reifen. Ihr faßt das Leben noch nicht so nüchtern auf, wie es ein praktischer Mann thun muß. Laßt alle Schwindeleien fahren!"

Es erfolgte wieder keine Antwort. Die würdigen Freunde schritten schweigend weiter. Sie kamen in einen Thalgrund. Hier hielt Sir Jefferson den Schloßverwalter plötzlich an, und sah ihm bedeutsam in die Augen.

„Freund, Ihr kennt gar nicht die Tragweite, welche eine Verbindung zwischen den Tyrell's und Euch nothwendig mit sich im Gefolge haben muß," sagte Sir Jefferson mit Wärme.

Master Carton schwieg still. Er war unruhig und eine innere Leidenschaft schien ihn zu foltern.

„Wenn Ihr es so weit bringt, daß Cecily Tyrell Euch Hand und Herz bietet,“ fuhr Sir Jefferson mit Theilnahme fort, „so habt Ihr dem Evangelium den größten Dienst erwiesen und Ihr werdet in der Hochkirche England's mit Ehren genannt werden. Wir werden vereint unsere Beredtsamkeit aufbieten, wir werden bitten, drohen und versprechen — wir werden Alles thun, um Cecily für die Hochkirche England's zu gewinnen. Wir werden darnach trachten, daß sie ihre frommen Schwärmereien vergißt, und daß sie innigen Antheil nimmt an den Freuden des Lebens, welche eigentlich nur in einer glücklichen Familie gefunden werden. Wenn Cecily's Uebertritt zur Hochkirche eine Wahrheit ist, dann werden die andern Tyrell's folgen und mit ihnen die halbe Grafschaft — trotz aller Gegenreden der römischen Priester. Ich kenne den ungeheuren Einfluß dieser Tyrell.“

„Ich bin erstaunt über den Scharfsinn, den Ihr, mein Freund, entwickelt,“ sagte Master Caxton aufrichtig, „aber nehmt mir's nicht ungütig: solche Berechnungen können fehlen.“

„Was sagt Ihr, Master Coxton?“ schrie Sir Jefferson auf und stampfte mit dem Fuße auf die Erde, „Ihr seid mein Freund? Ihr schreckt vor solchen Kleinigkeiten zurück? Wo ist denn Eurer Muth? Gehet Ihr nicht schon morgen diesem schönen Ziel entgegen, so sind wir geschiedene Leute und unsere Freundschaft hat ein Ende, denn einen feigen Mann möchte ich nicht zum Freunde haben.“

„Ich will thun, was Ihr verlangt,“ seufzte Master Caxton, „aber für heute laßt Alles ruhen.“

„Brav! jetzt erkenne ich meinen Caxton wieder!“ sprach Sir Jefferson freudig, „seid ein Mann: das sagt Alles!“

„Wer hätte geahnt, daß meine gute Laune in diese

dumpfe, trübselige Gemüthsstimmung umschlagen würde!" sagte Master Caxton mit Innigkeit. „Nichts auf der Welt ist beständig; Alles ist nichtig und eitel."

Achtes Kapitel.

Falsche Hoffnungen.

Cecily war in ihrem Zimmer — ein Mädchen von ungefähr neunzehn Jahren; nach Haltung, Antlitz und Gestalt konnte man nicht anders vermuthen. Das Mädchen hatte eine mittlere Größe und wer es sah, mußte sich's gestehen, daß Cecily sehr schön sei; aber Cecily war eine von jenen wundersamen Schönheiten, die mehr das Herz empfindet, als das Auge sieht, und in welcher Tugend und Handlung im schönsten Einklang stehen. Cecily hatte ein blühendes Aussehen, dunkles Haar, eine gewölbte klare Stirne, schön geschwungene Braunen, und der Ausdruck in ihrem Antlitze war über die Massen erhaben und lieblich — ein ächtes, unverdorbenes altirisches Gesicht. So saß Cecily am Arbeitstische und las in einem Buche. Es war der Vorabend eines Festes; und Cecily pflegte alle Festtage durch ein stilles frommes Gebet einzuleiten. Wer sie in dieser lieblichen Stellung, einem Engel gleich, gesehen hätte, die vollen Lippen halb zum Gebete geöffnet, das Haupt ein wenig erhoben und die kleinen weißen Hände fromm zum Gebete gefaltet und auf der Brust liegend, der hätte ein Gefühl empfinden müssen, das an Verehrung grenzt.

Der Festtag, der am folgenden Tage gefeiert werden

sollte, war ein Fest zu Ehren der allerseligsten Jungfrau. Cecily liebte die Gottesmutter mit dem Feuer einer reinen unschuldigen Seele und war weit erhaben über Erdenlust und Welttand. In einer Ecke war ein schön verzierter Marienaltar, den Cecily stets mit frischen Blumen schmückte, oder wenn diese Blumen in kälteren Jahreszeiten fehlten, so hatte sie Kränze aus künstlichen Blumen gewunden, die freundlich am Altare prangten und um das erhabene Haupt der Himmelskönigin gewunden waren. Wie ein Engel waltete Cecily in ihrem stillen Gemache und Niemand war Zeuge ihrer frommen Andacht. Selten wurde sie in ihrem Heiligthume von Jemanden überrascht. Victorin kam wenig, um Cecily in ihrer Andacht zu stören, und wenn Vater Jak eintrat, so wollte er nur mit seinem „lieben Mädchen" beten und sich erbauen. Cecily hatte keine Mutter. Schon in frühester Jugend hatte der Tod die Mutter geraubt, als sich Cecily noch im Flügelkleide auf der bunten Wiesenflur erfreute. Wenn man aber Vater Jak hörte, so war Cecily ganz das Ebenbild seines geliebten seligen Weibes. Weil Cecily keine irdische Mutter hatte, mit der sie sich freuen konnte, so hatte sie sich eine himmlische Mutter gewählt — Maria, die heilige Jungfrau, und mit dem Vertrauen eines Kindes und mit dem Glauben einer Heiligen verehrte sie diese Mutter und sprach mit ihr im Gebete. Wie oft flehte Cecily zu derselben, sie möchte sie schirmen und schützen, damit ihr schuldloses Herz rein bliebe von aller Sünde! Vater Jak rührte diese fromme Richtung in dem Herzen seines Kindes. Er war ja selbst ein eifriger Verehrer Marien's.

Es war bereits Abend. Schon verschwanden die Strahlen der Sonne hinter den Bergen; nur einige Sonnenblicke drangen durch das Gemach, um das fromme An-

gesicht des Mädchens mit dem Lichte der Verklärung zu beleuchten. Jak trat in das Stübchen. Sein Herz fühlte sich unendlich gehoben beim Anblick seines geliebten Kindes.

„Es thut meinem alten Herzen wohl," begann er zu reden, „dich hier in dieser frommen Stimmung zu finden, Cecily!"

„Gott grüße dich und die heilige Jungfrau beschütze dich," sprach Cecily bewegt, und schlang ihre Arme um die Schultern des Vaters und küßte seine Stirne.

Vater Jak blickte auf den Tisch. Er sah Cecily's Gebetbuch.

„O ich hab' dich in deiner Andacht gestört!" rief er aus, „ich habe dich im Gebete überrascht!"

„Sei mir willkommen, lieber Vater!" sagte Cecily mit ihrer reinen seelenvollen Stimme. „Bleib' bei mir, mein Vater!"

„Wir wollen mit einander reden," sprach Jak und setzte sich nieder auf einen Stuhl, den Cecily schnell herangerückt hatte.

Vater Jak blickte auf den Altar, welcher in dem Gemache war. Er schaute mit Inbrunst auf das Bild der heiligen Mutter. Ein heller Lichtglanz floß um das gekrönte Haupt und unten standen die erhebenden Worte: „Du bist mein Hoffnungsstern, mein Leben bist du!" Blumen waren um das Bild gewunden. Ein feierliches Halbdunkel machte den Anblick nur noch reizender. Vater Jak ward ebenfalls von einer andächtigen Stimmung ergriffen.

„Ja, du bist mein Hoffnungsstern, mein Leben bist du!" sagte er leise vor sich hin, in die Betrachtung des Marienbildes versunken. „Süßeste Mutter, sei mir gegrüßt!"

„Amen! Ave Marie!" fügte Cecily voll innerer Seligkeit hinzu.

Und Jak setzte sich zu Cecily und sie redeten lange und innig mit einander. Es waren schöne Augenblicke heiliger Erbauung.

Auf dem Schlosse Erpingham ging es während dieser Zeit ganz anders zu. Master Caxton bereitete sich auf seine Brautfahrt vor. Sir Jefferson hatte den Schloßverwalter in aller Frühe besucht und ihn mit allen Mitteln seiner Beredtsamkeit zu diesem verhängnißvollen Schritte aufgestachelt. Er hatte seinen gemessenen Plan ausgeheckt: sollte der alte Jak auf dieses Vorhaben nicht eingehen, so sollte ihn die Rache bald ereilen. Das Verhältniß, in welchem er bisher zu Tyrell's gestanden, sollte ihn keineswegs in der Verfolgung seines Planes hindern.

Master Caxton stand vor einem großen Spiegel und ordnete seinen Anzug. Er hatte sich ausserordentlich fein herausgeputzt, um sein Glück zu versuchen. Er hatte große Sorgfalt auf seinen Anzug verwendet und ganze Gläser voll wohlriechenden Wassers verschwendet. Er hatte sich nach der neuesten Mode gekleidet: eine helle Weste zog sich um seinen hagern Leib und graue Beinkleider bedeckten seine langen Füsse. Der Hemdkragen reichte ihm beinahe bis an die Ohren und um den dicken unförmlichen Hals schlang sich eine Halsbinde von größter Feinheit und Eleganz. Die Stiefel glänzten und die weißen Handschuhe drehte Caxton nachläßig zwischen den Fingern.

„So, auf diese Weise kann ich mein Glück machen," sagte er selbstgefällig, während er nach einem feinen Seidenhute griff. „Ich will sehen, ob die Leute im Pachthause den Verwalter von Erpingham verschmähen."

Dann eilte Master Caxton nach dem Zimmer seines

vortrefflichen Freundes, welcher gerade einen frommen Besuch von dem Gerichtsdiener Mark und dessen Familie erhalten hatte. Ohne anzuklopfen riß er mit hastiger Eile die Thüre auf.

„Lebt wohl, lieber Sir Jefferson!" rief er freudetrunken aus, „ich will den Stern meines Glückes erproben."

Sir Jefferson drehte sich schnell um. Er mußte sich zwingen, ein schelmisches Lächeln zu verbergen, als er Master Caxton so geputzt und „nobel" einherschreiten sah.

„Der Donner!" sprach er, indem er hastig von seinem Sitze aufsprang, „Ihr seid ja geputzt, wie ein Cavalier! Wahrlich, da kann's Euch nimmer fehlen."

„Bis in einer Stunde bin ich wieder hier," versetzte Master Caxton, „und dann könnt Ihr mir zu meiner glänzenden Eroberung Glück und Segen wünschen, würdiger Freund!"

„Gute Verrichtung!" sagte Sir Jefferson lächelnd, und Master Caxton eilte die Treppen hinab in den Hof.

Im Hofe stand der Einspänner des Master Caxton, wohlbekannt in der ganzen Grafschaft, vor dem Eingange in das Schloß. Das Pferd glänzte in polirtem Stahl, und das Messing am Wagen war blank gerieben. Man mußte sich's gestehen, das Fahrzeug sah recht niedlich und geschmackvoll aus. Master Caxton's Schimmel wieherte, als er seinen geputzten Herrn so gravitätisch auf das Fahrzeug herkommen sah.

„Das bedeutet gutes Glück!" dachte er bei sich, während er sich in den Sitz warf und die Peitsche aus der Hand eines Dieners nahm.

Master Caxton nahm die Peitsche und wiegte sie gar zierlich in der leichtbewegten Luft. Er knallte und sein Wagen rollte über den Schloßhof hinaus über das Feld nach dem Pachthofe. Sir Jefferson stand am Fenster

und winkte grüßend herab, sich innerlich über den Einfluß freuend, den er über den Schloßverwalter errungen. Master Caxton flog mit seinem Gefährte schnell über die Hügel, welche zwischen Erpingham und dem Pachthofe lagen, und sein Schimmel mußte die Peitsche mehr denn sonst auf seinem Rücken fühlen. Denn während Master Caxton luftigen Gedanken nachhing, ließ er die Peitsche in der Luft wehen, und er sah nicht, wo sie auffiel. So kam es, daß er überraschend schnell am Ziel seiner Reise war. Man zündete in dem Zimmer, in welchem sich Jak gewöhnlich aufhielt, gerade die Lichter an. Das entzückte den Schloßverwalter und er konnte sich nicht enthalten, einen Freudenruf laut werden zu lassen. Der Pachthof hatte in der Dämmerung ein romantisches Aussehen, und das paßte vollkommen zu Master Caxton's vortrefflicher Laune.

„Das Ding geht ja prächtig," sagte er vor sich hin, „es ist Alles zu Hause. Noch einige Augenblicke — — —"

Master Caxton konnte nicht reden. Sein Wagen fuhr in den Pachthof hinein und hielt gerade vor dem Eingang. Einige Knechte standen im Hofe, und als sie den Schloßverwalter so geputzt aus dem Wagensitz sich erheben sahen, liefen sie langsam herzu und machten große Augen, rissen den Mund spannenweit auf und konnten sich natürlich diesen seltsamen Aufzug nicht erklären, weil sie besonders den Schloßverwalter selten im festlichen Gewande erblickten. Ein Knecht mußte den Schimmel des Schloßverwalters halten, und Master Caxton eilte die Treppe hinauf. Er stand vor Jak's Zimmer. Eine Magd kam eben mit einem Lichte heraus.

„Ist Pächter Jak zu Hause?" fragte Master Caxton schnell, „kann ich ihn sprechen?"

Ohne zu antworten lief das Mädchen nach dem Ge-

mache, in welchem Jak bei Cecily saß und eine fromme Unterhaltung pflegte.

„Master Caxton, der Schloßverwalter, ist unten," sagte das Mädchen, „er wünscht den Herrn zu sprechen."

„Sonderbar, zu dieser Stunde!" murmelte Jak etwas unwillig darüber, daß er in seiner Unterhaltung mit Cecily so unlieb und ungeahnt unterbrochen wurde. „Es muß etwas Wichtiges sein."

„Ich werde sogleich kommen," sagte Jak zu dem Mädchen, „Master Caxton wolle sich nur bemühen einzutreten."

Vater Jak fand den Schloßverwalter in seinem Wohnzimmer. Alles war in schönster Ordnung, und man konnte Cecily's Schalten und Walten unschwer darin entdecken. Master Caxton ging dem Pächter entgegen; Jak nahm eine freundliche Miene an, obgleich ihm der Besuch nicht sehr angenehm war. Doch war Jak offen und sah recht liebenswürdig aus. Master Caxton nahm seinen gewöhnlichen Sitz ein, welcher für ihn bei Besuchen auf dem Pachtgute bestimmt war.

„Was führt Euch wohl hieher, mein Bester?" fragte Vater Jak mit lächelnder Miene. „Es muß sehr wichtig sein."

„Sehr wichtig, lieber Jak!" versetzte Master Caxton feierlich, „und Ihr habt Gelegenheit, Eure freundschaftlichen Gesinnungen gegen mich, den gräflichen Schloßverwalter, zu erproben."

„So laßt hören, Master Caxton!" entgegnete Jak, „laßt uns gleich zur Sache kommen."

„Wollt Ihr nicht den wackern Victorin rufen lassen?" sagte Master Caxton etwas beklommen, „seine Anwesenheit dürfte wohl von Werth sein. Und Cecily — — —"

„Ist mir leid, Master Caxton!" fiel Jak schnell ein, „Morgen ist ein hoher Festtag und Cecily — — —"

„Ah, verstehe schon, lieber Jak, verstehe schon!“ rief Master Caxton lebhaft aus, nicht wenig überrascht über diese Einwendung.

Jak ging weg und holte Victorin. Master Caxton aber biß sich in die Lippen vor Aerger, Cecily nicht zu sehen. Es stiegen schlimme Ahnungen in seinem Herzen auf. Ein lebhafter Unwille wollte schon seine köstliche Laune verdrängen. Da erschien Jak mit seinem Sohne. Victorin setzte sich neben den Vater, und bald war das Gespräch wieder im Gange.

„Fräulein Cecily ist, wie ich hoffe, doch ganz wohlauf?“ fragte Master Caxton mit Theilnahme. „Es wäre mir leid — — —“

„Ganz wohlauf, ganz!“ antwortete Jak gleichgültig. „Aber was wollt Ihr denn? Womit kann ich Euch dienen?“

„Gerade wegen Cecily bin ich hier,“ fuhr Master Caxton fort. „Ich interessire mich lebhaft für das brave Mädchen, wie Euch nicht entgangen sein kann.“

Victorin stutzte die Ohren und schaute mit großen Augen auf den Schloßverwalter. Er merkte bereits, wo Master Caxton hinaus wollte, und ein lebhafter Unwille erfüllte sein Herz.

„Wohl, aber wo soll das hinaus?“ fragte Jak mit Würde. „Ihr wißt, Master Caxton — — —“

Aber Master Caxton ließ den ehrlichen Pächter nicht weiter reden.

„Es sind heute meine eigenen Anliegen,“ sagte er stotternd, „die mich zu Euch geführt haben. „Ich bin Schloßverwalter von Erpingham, und ich bin bekannt in der ganzen Grafschaft — und mit Erlaubniß zu sagen, nicht zu meinem Nachtheil. Demnach glaube ich die Achtung und die Liebe der Grafschaft zu besitzen.“

Victorin lächelte. Jak blieb ruhig und betrachtete mit seltsamem Blicke den Schloßverwalter.

„Ich besitze das Vertrauen des Gutsherrn in hohem Grade," fuhr Master Caxton salbungsvoll fort, „und es schmeichelt mir, es sagen zu dürfen. Ihr wisset schon, wie das zu nehmen ist, lieber Jak!"

„Ich bin Euch für Eure Bekenntnisse sehr verbunden, Master Caxton!" sagte Jak, „Ihr machet mich also zum Vertrauten?"

„Diese Stellung," sprach Master Caxton weiter, ohne auf die Gegenrede des Pächters zu achten, und hustete trocken nach seiner bekannten Art, „macht es mir zur Pflicht — — —"

„Kommt zur Sache, lieber Master Caxton!" sagte Victorin kalt.

„Habt Geduld, Freund Victorin," bemerkte der Schloßverwalter stotternd, „ich glaube, ihr solltet mich besser kennen; aber weil Ihr's haben wollt, daß ich — — — Nun ich will es gleich sagen — — — es betrifft Cecily — — — Ihr wißt, ich habe eine schöne Stelle, ein erträgliches Einkommen, Einfluß, Vermögen, ein Geschäft, wie kein zweites in der Grafschaft. Der Schloßverwalter von Erpingham — — — nun ihr könnt errathen, was ich von Vater Jak verlange."

„Durchaus nicht," versetzte Victorin mit Laune, „sprecht deutlicher."

„Aber auch der Pächter Jak besitzt ein schönes Vermögen," sprach Master Caxton, während er mit der Hand über die Stirne fuhr, auf welcher Schweißtropfen standen, „die Tyrell's sind fleißige Leute und haben zu sparen verstanden. Seht, Jak! ich bin weichen Herzens — — — ich kann nicht mehr in diesen Verhältnissen leben. Ein eigener Herd — — —"

„Und Cecily als Wirthin, so werdet Ihr meinen," versetzte Victorin mit Spott, „das wäre hübsch, meint Ihr?"

„Ihr habt's errathen," sagte Master Caxton und athmete tief auf, während er unruhig auf seinem Stuhle saß. „Ich bin da, um bei Vater Jak um Cecily Tyrell zu werben."

„Ei, der Tausend!" versetzte Jak und lachte laut, „wo denkt Ihr hin, Master Caxton? Ich bin offen und sage Euch gleich die Wahrheit: aus einer Heirath zwischen Master Caxton und Cecily Tyrell wird Nichts."

Dem Schloßverwalter mochten Sehen und Hören vergehen. Er wurde leichenblaß im Gesichte und es schwindelte vor seinen Augen. Diese Antwort hätte er nicht erwartet. Er zitterte und seine Muskeln zuckten. Er fluchte auf Sir Jefferson, welcher ihn zu diesem Schritte getrieben und ihm diese Niederlage bereitet hatte. Es entstand ein unerquickliches Stillschweigen.

„Also Ihr zweifelt, daß Cecily Tyrell und Master Caxton sich ehelichen werden, lieber Jak?" fragte der Schloßverwalter mit weicher Stimme und seine Hände zitterten. „Eure Antwort sollte mir füglich wehe thun."

„Master Caxton," sagte Jak vertraulich, „überlegt die Sache mit kaltem nüchternen Verstande und urtheilt, ob ich anders handeln könne. Cecily ist ein junges unerfahrenes Mädchen: Eure Jahre zählen mehr als das Doppelte. Wo kann man da auf übereinstimmende Neigungen zählen?"

„Je älter desto besser," versetzte Master Caxton, „dann macht man keine unüberlegten Streiche und begeht keine Thorheiten."

„Ihr beweist heute das Gegentheil, lieber Master Caxton!" warf Victorin ein und lächelte spöttisch über den alten Freier.

„Bleiben wir ruhig, mein lieber Schloßverwalter," sagte Jak mit Würde, „ich spreche als ein Mann von Erfahrung. Cecily Tyrell ist katholisch, Ihr aber bekennt Euch zu einer andern Religion. Kann daraus eine glückliche Ehe entstehen?"

„O, was das betrifft," rief Master Caxton aus, ermuthigt durch die Freundlichkeit des Pächters, „so dürft Ihr ohne Sorgen sein. Ich bin Engländer und weiß deßhalb jedes Bekenntniß zu achten. Meine Frau soll in der Ausübung ihrer Religion frei sein, ganz frei! Ich bin klug und stehe über den Ansichten des gemeinen bigotten Pöbels."

„Ruhig, mein Freund!" sprach Jak weiter, „wir sind noch nicht zu Ende. Ihr müßt die Ueberzeugung mit nach Hause nehmen, daß ich als ein Mann an Euch gehandelt habe. Cecily selbst wird in eine Verbindung mit Euch nicht eingehen. Cecily achtet Euch wohl, aber sie liebt und verehrt Euch nicht. Und eine glückliche Ehe muß auf Liebe gegründet sein."

„O guter Gott," sagte Master Caxton mit Innigkeit und Wonne, „die Mädchen sehen nur darauf, daß sie versorgt werden, auf Liebe kommt's ihnen in der Regel nicht an. Es ist auch nicht nothwendig; denn das gute Einvernehmen macht sich gewöhnlich von selbst!"

„Oho, das ist ja köstlich!" rief Victorin aus und konnte seine Laune nicht mehr zurückhalten, „Ihr seid ja ein vollendeter Lebensmeister!"

„Da ist guter Rath wohlfeil," erwiederte der Schloßverwalter, ohne auf Victorin zu hören, „ich weiß, daß Cecily ihren alten Vater herzlich liebt; wenn Jak befiehlt, dann wird Cecily folgen und keinen Widerspruch wagen. Ja, Ihr dürft nur leise wünschen — — —"

„Ferne sei von mir," sagte Jak mit tiefem Ernste,

„daß ich mein Kind zu einer Verbindung nöthige, die es freiwillig und aus innerem Antriebe nicht eingehen will. Ich könnte auf Erden nicht mehr leben.“

„Cecily bleibt bei uns,“ fiel Victorin ein, „mein Vater hat gesprochen, es kann sich Master Caxton darnach richten.“

Der Schloßverwalter stand auf. Eine fürchterliche Wuth stieg plötzlich in seinem Herzen auf, und er mußte sich alle Mühe geben, damit sie nicht alsogleich zum Ausbruche komme. Er griff schnell nach seinem Hute und lief noch einmal an den Tisch zu Vater Jak.

„Ihr willigt also nicht ein?“ fragte er mit lauter Stimme, „es ist Euer fester Entschluß, Euer letztes Wort?“

„Mein letztes Wort,“ antwortete Jak gelassen, „dringt nicht ferner in mich. Lassen wir die Sache gehen.“

„Aber, Jak!“ versetzte der Schloßverwalter, „Ihr wißt, daß Euer Pacht in einem halben Jahre zu Ende geht, und daß Euer Pachtbrief verlängert werden muß, wenn Ihr Euch nicht einen andern Kirchhof suchen wollet?“

„Was soll das?“ fragte Jak ernsthaft und schüttelte unwillig das Haupt.

„Es soll Euch zur Nachgiebigkeit gegen mich bestimmen,“ versetzte Master Caxton mit Leidenschaft.

„Also auch noch Drohungen?“ fiel Victorin ein und sein Angesicht röthete sich.

„Geht, mein ehrenwerther Master Caxton!“ sagte Jak mit Gleichmuth, „solche Worte schicken sich nicht für einen Mann.“

„Gut, alter Jak! wir sind geschiedene Leute,“ schloß der Schloßverwalter. „Ihr sollt später mehr erfahren.“

Und mit diesen Worten ging Master Caxton zur Thüre hinaus.

„Der Falsche!" sagte Victorin mit Bitterkeit, „womit haben wir das verdient?"

„Ruhig, Victorin!" sprach der alte Jak, „ich habe Vertrauen auf Gott. Es wird Alles gut gehen."

Neuntes Kapitel.

Biddi im neuen Unglück.

Der Spätherbst war angekommen. Die Bäume im Feld und Wald standen kahl und entblättert da, ihres schönsten Schmuckes beraubt. Der kalte Nordwind wehte über die Stoppelfelder, und die dichten Regenschauer und kalten Schneestürme verscheuchten die muntern Singvögel aus ihren Wohnungen, um sich in Jak's Pachthause ein schützendes Obdach zu suchen. Es konnte nicht mehr lange anstehen, so mußte die Erde mit fußtiefem Schnee bedeckt sein. Mancher arme Irländer sah mit Schrecken dem nahen Winter entgegen — einer Zeit voll Elend und Noth! Wahrlich, die lieben Vögelein waren manchmal besser daran. Sie hatten doch Speise und Wohnung und ein warmes Federkleid, aber dem armen Irländer fehlte dieß Alles.

Biddi saß an einem ziemlich frischen Morgen am rauchenden Kamine, um sich zu wärmen. Vater Jak hatte der Armen Holz zur Heizung durch Victorin herbeiführen lassen; einen Haufen Torf hatte sie früher erhalten. Das Feuer loderte auf und prasselte; das freute Biddi und sie betete den Psalter mit Andacht für ihren Wohlthäter. Nun durfte sie doch nicht frieren; denn sie wußte,

daß Jak zu einer andern Zeit wieder helfen würde. Aber ein Leiden drückte sie noch: sie war den Pachtschilling für ihre armselige Hütte schon zwei Jahre schuldig geblieben. Der abgegangene Schloßverwalter hatte Nachsicht geübt und so blieb sie bisher von Mißhelligkeiten verschont. Sie hoffte das Beste von Gott und der Zukunft und fühlte sich heute recht behaglich in dem feuchten Gemach. Tom war draussen und spaltete Holz. Er pfiff ein heiteres Lied; denn es war ihm wohl um's Herz und Biddi ging es recht erträglich; auch wußte er, daß er nur zu Cecily kommen durfte, wenn er Etwas brauchte.

Da schlich Sir Jefferson, der englische Heilsbote, des Weges daher, um Biddi zu besuchen. Der Mann war gut, und was den Besuch der Kranken betrifft, wollte er den Priestern Irland's in Nichts nachstehen, nur hatte er andere Absichten. Er sah recht fromm aus und wußte den Schalk ganz gut zu verbergen. Er senkte seine Augen zur Erde, als wenn er betete. Er lenkte seine Schritte der Hütte zu — äußerlich ohne alle Arglist. Tom sah ihn kommen und wollte fast unwillig werden, denn er mochte das süße Reden und das Ueberfromme des Sir Jefferson nicht begreifen und leiden. Tom pfiff sein heiteres Lied fort und schaute sich nicht um. Er wußte, daß natürliche Heiterkeit dem englischen Sendboten nicht recht gefiele und Sir Jefferson wollte der gute Junge einmal recht ärgern. Er that es nicht aus einer bösen Absicht, denn Tom hatte ein treffliches Herz und ein Gemüth so rein wie ein Quell, der durch die Wiesengründe hüpft mit heiterem fröhlichen Gemurmel.

„Ah, guten Tag, Tom!" begann Sir Jefferson, „du bist heute schon recht fleißig. Wie geht es dir, mein Junge?"

„Recht gut," versetzte Tom lächelnd, „und noch besser, wenn mich Niemand in meiner heitern Laune störte.

„Wie trefflich, Junge!" antwortete Sir Jefferson. „Du scheinst das Herz am rechten Fleck zu haben?"

„Und die Zunge ist allweil fertig zum Plaudern, vorzüglicher Herr!" bemerkte Tom und schlug gewaltig auf die Scheiter, daß sie in Stücke zersprangen.

„Er scheint heute keinen Scherz leiden zu wollen, der gute Tom," entgegnete Sir Jefferson. „Ich muß mich nach Jemand umsehen, mit dem ich besser zurecht komme. Wo ist Biddi?"

Biddi war an's Fenster gekommen und hatte Sir Jefferson erblickt. Sie grüßte Sir Jefferson und lächelte. Das gute Weib ahnte nichts Böses. Sir Jefferson hatte sie schon oft besucht und schon manchen Pence zurückgelassen, auch in diesem Stücke suchte er den irischen Priestern ähnlich zu werden.

„Ich will zu Biddi gehen," sagte Jefferson kurz und ging weg.

„Und ich gehe in's Dorf," sprach Tom rasch, „daß wir uns nicht im Wege sind, verehrter Sir Jefferson!"

Tom warf sein Wams um und verschwand bald hinter einem niedrigen Hügel, der mitten im Felde lag. Sir Jefferson freute sich, daß er die Wittwe heute allein antraf. Er wollte mit seinen wahren Absichten einmal herausrücken.

„Ein frischer Morgen, Biddi!" sagte Jefferson zu Biddi, und rieb sich dabei die Hände, „der Winter ist vor der Thüre. Wohl jenen Armen, die wenigstens ein warmes Stüblein haben, damit sie nicht frieren dürfen, oder doch gute Freunde und Gönner, auf die sie sich verlassen können, wie die gute Biddi. Nicht wahr?"

„O Ihr glaubt es nicht, was Jak für ein guter Mann ist," versetzte die Wittwe. „Seht, gestern hat mir Victorin — Ihr kennt doch Victorin — Holz und Torf gebracht. Kann's mir noch fehlen?"

„Schön! schön!" entgegnete Sir Jefferson gleichgültig, „und hier habt Ihr noch Etwas dazu. Nehmt es nur!"

Und Sir Jefferson ließ einige Goldstücke aus seiner Hand gleiten und gab sie Biddi, während er seltsam lächelte.

„Gott und die heilige Jungfrau wolle es Euch lohnen," sprach die arme Wittwe gerührt. „Es giebt doch noch immer gute Menschen auf der Welt."

„Es ist ein Geschenk vom Grundherrn," sprach Sir Jefferson und zog seine Halsbinde zurecht. „Er ist gestorben — vor vierzehn Tagen in London gestorben, und er hat jedem Armen der Grafschaft vor seinem Tode ein kleines Geschenk vermacht."

„Gott habe ihn selig, den guten Herrn!" seufzte die Wittwe. „Mein Gott, wer hätte diese Freigebigkeit von ihm erwartet!"

„Ja, der Herr lenket die Herzen der Menschen wie die Wasserbäche," setzte Sir Jefferson mit salbungsvollem Tone hinzu. „Wer kann den Eingebungen Gottes auf die Dauer widerstehen?"

Sir Jefferson setzte sich. Er nahm eine sehr ernsthafte Miene an, und schaute mit demüthigen Blicken auf Biddi.

„Man sagt," begann Sir Jefferson bedeutsam, „daß in dieser Gegend demnächst große Veränderungen vor sich gehen werden, Mutter Biddi. Der Nachfolger des Grundherrn soll ein strenger Mann sein."

„Lieber Gott!" seufzte das Weib und kreuzte die Hände.

„Er hat bereits sein Besitzthum angetreten," fuhr Jefferson fort, ohne auf Biddi zu hören. „Ich glaube, daß mancher alte Pächter sich einen neuen Wohnsitz wird suchen müssen. Es war auch bisher Manches faul in der Grafschaft und die Verwaltung hat nicht viel getaugt. Wohl den zweifachen Ertrag können die Güter des Grundherrn abwerfen, wenn man es recht angeht. Wie wenig trägt das Gut des Pächters Jak ein! Der Mann konnte auf leichte Weise reich werden, und sein Wohlthätigkeitssinn läßt sich daher auch wohl erklären."

„Aber man wird den guten Jak doch nicht von Haus und Hof vertreiben wollen?" fragte Biddi schnell.

„Keine Rede davon," sagte Sir Jefferson, „Jak hätte es auch wahrlich nicht verdient. Ich halte mich für gut unterrichtet. Die Neuerungen werden sogar Viele über's Meer treiben. Es wird ihnen in Irland zu enge werden."

„Was Ihr sagt!" versetzte Biddi mit Verwunderung. „Und daß Ihr mir dieses anvertrauet!"

„Wohl dem, der sich noch bei Zeiten gute Freunde erwirbt, die sich für ihn verwenden," sprach Sir Jefferson weiter. „Man kann wirklich nicht vorsichtig genug sein, Biddi. Ich halte mich für einflußreich genug, um beim neuen Gutsherrn ein Wort einlegen zu können, das seine Wirkung haben wird. Und wie gerne würde ich dem Volke dienen!"

Und Sir Jefferson verdrehte seine großen Augen und blickte gar andächtig vor sich hin. Dann schaute er Biddi mit durchdringendem Blicke an.

„O wenn Ihr Etwas für mich thun könntet!" bat Biddi, „ich bin die Schuldnerin des Gutsherrn von lange her. Wie wird's mir ergehen! Meine Krankheit hat mich viel gekostet."

„Gebt Euch zufrieden, Weib!“ sagte Sir Jefferson. „Ich will beim Schloßverwalter Fürsprache für Euch einlegen. Ich gelte viel bei ihm. Er ist ein guter Mann und er wird Nachsicht üben, wenn Ihr nur einige Bedingungen erfüllt.“

„Welche Bedingungen?“ fragte Biddi rasch, „kann ich sie erfüllen?“

Sir Jefferson stand schnell auf und stellte sich an, als ob er die Frage der Wittwe gar nicht gehört hätte. Aber seine Ohren hatten die Reden des Weibes wohl vernommen. Er lief an die Tischecke und betrachtete das Bildniß der heiligen Mutter. Er verzog das Gesicht und lächelte höhnisch.

„Weiberanbetung!“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Dumme Abgötterei!“

„Gebenedeit sei die heilige Jungfrau!“ sprach Biddi laut, „gepriesen sei Maria!“

„Wißt Ihr auch, was Ihr sagt?“ fragte Sir Jefferson, als er sich umkehrte und Biddi scharf ansah. „Was nützt das Bild? Es ist keinen Pfennig werth. Nehmt es weg, Biddi!“

„Was verlangt Ihr?“ rief Biddi erschrocken aus, „nicht um alle Welt! Mein Großvater hat das Bild lieb gehabt — meine Mutter auch, und ich sollte es verunehren oder gar verachten?“

„Das sind Vorurtheile, Biddi!“ sprach Sir Jefferson, „ein Bissen Brod in der Tischlade ist besser. Und die Irländer könnten Geld und Brod haben, wenn sie ihren unverzeihlichen Bilderdienst verlassen würden. Versteht Ihr mich, Biddi?“

Biddi machte große Augen. Sie glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Wißt, Biddi,“ hub Sir Jefferson zu reden an, „die-

ser Bilderdienst in Irland schafft kein Brod in's Haus. Der Schweiß des Volkes wird so lange vergeblich sein, als es nicht zu gesündern Ansichten bekehrt wird. Irland könnte so reich und glücklich sein, wenn es einen vernünftigern Glauben hätte; allein man will es nicht begreifen. O könnte ich die Seelen dieses Volkes retten! O könnte ich diese Armen zum Urquell des Lebens führen! Eine innere Stimme ruft mir zu: Befreie dieses edle Volk aus den Fesseln und der Gewalt des Aberglaubens! — aber das Volk hört nicht und versteht nicht."

„O Gott sei tausendmal gedankt, daß es nicht hört und nicht versteht!" rief Biddi bewegt aus. „O Sir Jefferson, was habt Ihr mit mir vor? Spottet nicht über den Glauben der Irländer! Es ist auch mein Glaube, den Ihr schmähet. Ihr predigt tauben Ohren!"

„Biddi, ich kenne Euch nimmer!" sprach Sir Jefferson, „was will ich Euch denn thun?"

„O Ihr lauft Sturm gegen meinen Glauben, gegen meinen Gott, gegen mein Alles!" sagte Biddi. „O Gott!"

„Seid vernünftig, Biddi! und hört mich an," versetzte Sir Jefferson, „verkennet nicht das Gute, das ich Euch bieten will. Ihr seid ein armes Weib — arm, sehr arm. Ich will Euch glücklich machen. Ihr sollt ein neues Haus bekommen und einen hübschen Pachthof, wenn Ihr — — —"

„O ich verstehe Euch!" rief Biddi aus, „Ihr wollt mich fangen!"

„Unterbrecht mich nicht, Biddi!" sagte Sir Jefferson ruhig, „es soll Euch an gar Nichts fehlen, wenn Ihr übertretet zum Evangelium."

„Zur Bibel?" fragte Biddi schnell, „ich will es nicht — und wenn ich wollte, so könnte ich es nicht. Sir

Jefferson, ich beschwöre Euch, lasset mich allein, ich verläugne den Glauben nicht. Es ist vergebliche Mühe."

„Seid klug, Biddi!" antwortete Sir Jefferson zärtlich. „Der Winter ist vor der Thüre — der kalte, eisige Winter. Es soll Euch nicht frieren — — —"

„Geht, Sir Jefferson," versetzte Biddi, „wenn Tom kommt und er hört Euch, so kann es übel gehen. Denn er verachtet die englischen Sendboten. Ich will arm bleiben, lieber täglich nur eine Suppe essen, als vom Glauben abfallen. Ich könnte mir's nicht verzeihen, wenn ich Gott verläugnen würde um schnöden Geldgewinn."

Und Biddi sprang schnell nach dem Schranke und riß ihn mit Gewalt auf.

„Hier habt Ihr auch Euer Geld," rief sie laut aus, „ich will es nicht. Es kommt auch nicht vom seligen Gutsherrn, es ist ein Sündengeld.

Sir Jefferson hatte bei diesen Worten voll Wuth und Ingrimm das Stübchen der Wittwe verlassen und eilte schnellen Schrittes gen Erpingham. Auf dem Wege gab er auf Niemand Acht, und verwünschte Irland aus Kräften, weil mit dem „dummen Volke" Nichts anzufangen sei.

Biddi aber setzte sich nieder. Auf die plötzliche ungeahnte Aufregung folgte eine eben so rasche Ermattung und Müdigkeit. Dann aber stand sie auf und nahm das Bild der heiligen Jungfrau von der Wand und küßte es. Sie holte den Rosenkranz und dankte Gott herzlich, daß er sie in dieser großen Versuchung nicht fallen ließ.

„Das danke ich dir, heilige Jungfrau!" sagte sie voll Andacht. „O was wären wir Menschen ohne deine Fürbitte, du erhabene Himmelskönigin!"

Und heiße Thränen rollten über die abgemagerten Wangen der armen Biddi und fielen nieder auf den Boden, auf welchen sie knieend lag. In diesem Augenblicke trat Cecily herein — die heiterste und lieblichste Erscheinung, die man sich denken kann. Sie sah Biddi weinen. Das ging dem braven Mädchen sehr zu Herzen.

„Ihr weint, Biddi?" fragte Cecily voll Theilnahme, „was fehlt Euch denn, herzliebes Weib?"

„O seid mir gesegnet, Engel vom Himmel!" rief Biddi aus. „Gott hat Euch zu mir geschickt. Ich erkenne darin seine Huld."

„O sprecht deutlicher, Biddi!" bat Cecily und ergriff Biddi's Hand.

Biddi aber zog Cecily an den warmen Kamin, und sie erzählte der jungen Wohlthäterin die Begebenheit mit Sir Jefferson. Cecily war überrascht.

„O jetzt ist es mir klar," sprach sie, „warum mich mein guter Vater stets von dem Umgange mit diesem falschen Menschen fern hält. Guter Vater, wie edel ist deine Sorge für mich!"

Cecily und Biddi beteten mit einander und ihre Herzen wurden fröhlich und wohlgemuth. Cecily öffnete einen Korb und gab der Wittwe Brod und Butter. Sie wollte eben weggehen, als ein Gerichtsdiener vom Schloße Erpingham in die Hütte eintrat. Biddi ward todtenbleich und ihre Füsse zitterten. Der Gerichtsdiener nahm ein Schriftstück aus der Tasche hervor und sah Biddi barsch an.

„Seid Ihr die Wittwe Biddi?" fragte er mit rauher Stimme.

„Ja, ich bin's," gab Biddi mit zitternder Stimme zur Antwort. „Ihr solltet mich bereits kennen!"

„Und Ihr schuldet dem Gutsherrn rückständige Miethe?"

fragte der Gerichtsdiener weiter. „Habt Ihr den Pachtschilling bezahlt?"

„Habt Geduld, ich konnte nicht bezahlen," fiel Biddi weinend ein, „eine Krankheit — — —"

„Laßt das einfältige Gewimmer!" versetzte rauh der Gerichtsdiener, daß es Cecily durch's Herz ging, „es kann wenig nützen. Könnt Ihr bezahlen?"

„Ich habe keinen Pfenning im Hause," sprach die Wittwe und blickte mit Wehmuth auf Cecily.

„Nun dann habe ich den Auftrag," entgegnete der rohe Gerichtsdiener, „daß Ihr die Hütte sogleich verlassen müsset. Euren sauberen Hausrath werde ich pfänden."

„O habt Barmherzigkeit!" flehte Biddi und sank auf ihre Kniee nieder, „ich werde bezahlen."

„Das könnt Ihr nicht," schrie der Gerichtsdiener, „denn Ihr seid ein altes Weib und könnt Nichts verdienen. Macht Euch fertig! Ich werde das Lehmhaus verriegeln, daß vom Entrinnen nicht mehr die Rede sein kann. Verstanden!"

„O wie könnt Ihr mit einem alten schwachen Weibe so hart reden!" sprach Cecily mit anmuthiger Stimme. „Rührt Euch dieses Elend nicht? Seid nicht so hart! Ich stehe für Biddi. Nur eine Stunde Aufschub, und Ihr sollt den Pachtschilling haben und alle Schulden Biddi's sollen bezahlt werden."

Als der Gerichtsdiener so mit sich reden hörte, da erfaßte auch ihn ein menschliches Rühren. Er blickte Cecily schüchtern an und wagte kaum zu sprechen. Seine Gesichtszüge wurden verändert und sein Auge senkte sich.

„O Ihr seid gut," sagte Cecily, „Ihr werdet Biddi nicht aus der Hütte treiben."

„Ich habe den Befehl, bestes Fräulein!" antwortete

Mark, der Gerichtsdiener,, „es muß sein. Es ist der allerstrengste Auftrag des Master Carton. Vertreibe ich Biddi nicht, so verliere ich mein Amt. Entschuldiget daher, Fräulein, ich bin nicht so hart, als ich scheine!"

„Daran erkenne ich Mark," versetzte Biddi. „Mark, thut Eure Pflicht, Gott wird für mich sorgen. Ich will gehen."

„Das ist klug," antwortete Mark, „Ihr erspart mir dadurch eine sehr unliebsame Arbeit. Ich hätte Euch — —"

„O sprecht nicht fort," bat Cecily, „thut der lieben Biddi nicht wehe!"

Biddi schickte sich an, das Hüttchen zu verlassen; aber schnell lief sie nach dem Bilde der heiligen Mutter und wollte es von der Wand nehmen.

„Erspart Euch die Mühe," sprach Mark wieder mit Kälte, „es kommt nicht ein Strohhalm aus der Hütte. Ihr habt kein Recht auf das Bild, es ist gepfändet."

„Es ist ein Erbstück der Familie," sagte Biddi, „o laßt es mir! Ich bete alle Tage den Psalter für Euch. Es ist mir zu lieb."

„Macht keine Umstände!" versetzte der Gerichtsdiener, „es kommt nicht von der Wand."

Und der Gerichtsdiener ergriff die Schlüssel. Biddi aber brach in einen Strom von Thränen aus. Sie küßte das Bild der heiligen Jungfrau in dieser Hütte zum letzten Mal — in der Hütte, wo sie sich als Kind so oft gefreut hatte, wo sie als Mutter zufrieden mit ihrem Manne und glücklich mit Tom gelebt. Und nun ward sie verstoßen, war ohne Obdach und der Winter so nahe. Das bekümmerte das Weib sehr; Cecily weinte mit und dem Gerichtsdiener selbst standen die Thränen in den Augen und tröpfelten auf seinen Schnurrbart herab.

„Das ist Sir Jeffersons Werk,“ sagte Cecily, als sie mit Biddi die Hütte verlassen hatte und mit dem armen Weibe nach dem Pachthofe wanderte. „Es scheint, der Mann hat wirklich Einfluß beim Herrn Verwalter der Grafschaft. Master Caxton darf sich Glück wünschen zu dieser sauberen Eroberung.“

„Und wenn ich Leib und Leben verliere, so schwöre ich nicht zu seinem Evangelium,“ sprach Biddi. „Die heilige Jungfrau sei gepriesen.“

Zehntes Kapitel.

Die Vertriebenen.

Sir Jefferson's Bemühungen, dem Evangelium in Irland Eingang zu verschaffen, wie er sich in vertrauten Kreisen auszudrücken pflegte, hatten nur geringen Erfolg. Sein Aerger darüber war daher auch groß.

„Man muß die Leute noch ärmer machen, als sie sind,“ sagte er zu Master Caxton, „dann werden sie mürbe und lassen sich für das Evangelium eher gewinnen.“

Biddi's Schicksal erfuhren deßhalb auch viele andere arme Familien in der Grafschaft. Viele wurden von Haus und Hof vertrieben, und mußten sich eine neue Heimath suchen. Andere wanderten aus.

Jak Tyrell war an einem naßkalten Tage in seinem Zimmer, und gab seinen Singvögelein frisches Wasser, dann lief er zum Wetterglas und sah, ob Sturm oder Regen zu erwarten sei. Ein helles Feuer flackerte in dem warmen Kamine. Seine Gedanken richteten sich sodann auf seine armen Landsleute, die kaum die nöthigen Kleider hatten, sich ehrbar zu bedecken — geschweige um sich gegen die schneidende Winterkälte zu schützen. Dann erinnerte er sich mit einem Wonnegefühl an die Liebesdienste, welche er im Verlaufe des Winters noch verrichten konnte. Von den zurückgelegten Geldern hatte er noch wenig gebraucht, denn er konnte die Armen der Umgegend bisher beschäftigen. Nun aber kam der Winter und die Noth ging an.

Da trat Victorin in das Zimmer. Er war aufgeregt und sein kühnes Auge blitzte. Eine glühende Röthe bedeckte seine Wangen und seine Adern zuckten.

„Was giebt's, Victorin?“ fragte Jak Tyrell schnell, „was ist vorgefallen?“

„Ich kann kaum reden vor Aerger,“ rief Victorin heftig aus, „es gleicht ein englischer Verwalter dem andern, fast alle sind hartherzige Männer und haben kein Gefühl und kein Mitleid.“

„Was ist's denn?“ fragte Vater Jak noch einmal, „du bist ja voll Unmuth, und das muß seinen Grund haben.“

„Ja ich bin heftig, lieber Vater!“ sprach Victorin ernsthaft, „aber du darfst es mir nicht übel nehmen. Du hast mir die Liebe zum armen Volke in's Herz gegossen. Du hast mich für die Leiden unseres gedrückten Volkes empfänglich gemacht. Du hast mir stets zugerufen: laß nicht vom irischen Volk und bleib' bieder, ehrlich und

einfach. Du hast Cecily zum Schutzengel unserer Armen gebildet, und sie dadurch zum Schutzgeist dieses armen Volkes gemacht."

„Aber was sollen diese Reden?" versetzte Jak gelassen.

„Sie sollen meinen Zorn entschuldigen, mit welchem ich dir heute zum ersten Male nahe trete, lieber Vater!" sprach Victorin. „Du hast mich stets Sanftmuth gelehrt; aber jetzt hat mich der Eifer für die Sache des Rechts übermannt. Du weißt, daß ich heute nach deinem Willen in Geschäften in das Dorf kam. Aber welch' empörende Scene mußte ich da sehen. Der Schloßverwalter, Master Caxton, der Heuchler! Mehr denn zehn Familien ließ er wegen einer Kleinigkeit auf die Strasse setzen — wegen einer Kleinigkeit: sie waren dem Gutsherrn einige Pence schuldig. Ich hätte dem Pharisäer den Hals umdrehen können. Ist das im Einklang mit den süßen Worten, welche er stets in unserer Gesellschaft brauchte, mit seiner Humanität und seinem übertriebenen Eifer für das Wohl der Irländer? Hab' ich nicht immer gesagt: Caxton sei ein Bösewicht? Sir Jefferson war bei ihm. Er machte eine lammfromme Miene, und wollte unter die Leute Geld austheilen, aber Keiner nahm es an. Ist es nicht schrecklich, bei Beginn des Winters Haus und Herberge ohne Kleider verlassen zu müssen."

„Daran erkenne ich meine Irländer," sagte Jak, „brav, sie nehmen Nichts an, sie sollen das Doppelte von mir erhalten. Sogleich spanne die Pferde an, daß ich nach dem Dorfe fahren kann."

Victorin hatte sich schnell entfernt. Er führte die Rosse geschwind aus dem Stalle und in aller Eile ward der Wagen vorgeführt. Der alte Jak aber hatte eine Schublade an seinem Schreibtische geöffnet, und daraus verschiedene Schriften und Papierstücke hervorgezogen, die er

in seine Brieftasche steckte. Er murmelte unverständliche Worte vor sich hin, und blickte hin und wieder zum Himmel. Dann nahm er Stock und Hut und verließ, von einem großen Hunde begleitet, das Gemach, und kam bald zum Wagen.

„Victorin," sprach er, als er da angekommen war, „du sollst mich begleiten. Ich bedarf vielleicht deiner."

„Wie du befiehlst, mein Vater!" antwortete der Sohn. „Ist wohl Cecily allein zu Hause?"

„Ich habe sie zur Mutter Biddi geschickt," sagte Jak, indem er sich fest in den Wagensitz drückte. „Es geht Biddi wieder leidlich. Sie wird bald wieder aufstehen und umhergehen können."

„Das freut mich doppelt," erwiederte Victorin, „ich höre dieß schon gern wegen Tom. — Tom ist ein so guter Mensch; er giebt auf Alles Acht, was uns gehört, und an Cecily hängt er wie ein Bruder."

„Tom ist dankbar," entgegnete Jak, „und das ist ein gutes Zeichen. Aus Tom wird ein Mann. Doch gieb mir die Zügel her, daß ich die Rosse antreibe. Der Wagen fährt mir zu langsam."

„Nimm dich in Acht, Vater!" sagte Victorin, „die Pferde haben ausgeruht, und es könnte uns leicht ein Unfall begegnen. Laß mir lieber die Leitung des Wagens."

„Pah!" sagte der alte Vater, „meinst du, meine Arme vermögen die Thiere nicht zu halten?"

Und Jak knallte kräftig mit der Peitsche und pfiff, daß es gellte. Als aber das die Pferde hörten, verdoppelten sie die Geschwindigkeit ihres Laufes, und der Wagen rollte rasselnd durch's Feld dahin, auf welchem sich die Spuren großer Kälte bereits wahrnehmen ließen; allein Jak achtete die Kälte nicht. Es schien ihm

Bayerische Staatsbibliothek München

Freude zu machen, an einem hellen wenn auch kalten Tage eine heitere Fahrt zu machen.

„Was hältst du von dem Master Caxton und von Sir Jefferson?“ fragte Jak, als er die Pferde tüchtig angetrieben hatte und fest im Wagensitze lag, „meinen sie es wirklich ehrlich?“

„Nach ihren Redensarten, die sie in neuerer Zeit fallen lassen, und nach ihren Handlungen zu schließen,“ gab Victorin zur Antwort, „sind es durchtriebene Kerle, die das Volk in der Grafschaft unglücklich machen wollen.“

„Das ist auch meine Meinung,“ versetzte Jak Tyrell, „sie haben bedeutend die Pelze gewechselt. Besonders schlimm ist der lammfromme Sir Jefferson. Er hat seit einigen Wochen seine wahre Farbe gezeigt. Hüten wir uns vor Beiden!“

„Und schlimm werden sie es beginnen,“ erwiederte Victorin, „Master Caxton ist ein ganz anderer Mensch, seit er weiß, daß er mit Cecily nicht an's Ziel kommen kann.“

„Ich verkaufe mein liebes Mädchen nicht an einen solchen Mann,“ sagte Jak mit Heftigkeit, „Master Caxton mag sich um eine andere Frau umsehen. Cecily aber soll er in Ruhe lassen.“

„Brav, mein Vater!“ rief Victorin aus, „deine Entschiedenheit gefällt mir gut. Wir wollen Cecily besser versorgen.“ Es darf um sie nur ein ganz braver Mann anhalten.

Jak schwang die Peitsche in der Luft, daß es pfiff und knallte. Die Pferde sprangen rascher dahin. Aber ein Unfall wollte, daß ein Pferd erschrack, und daß plötzlich beide Rosse durchgingen. Aus Unvorsichtigkeit ließ Jak die Zügel fallen, und so saß nun Victorin bei

dem zitternden Vater, der sich fest am Wagensitze angeklammert hatte. Er rief den Pferden, allein seine Stimme schien die Wuth derselben nur noch mehr zu entfesseln, so daß er fast glaubte, der Wagen werde den Abhang hinunterstürzen, an welchem die Strasse vorbeiführte. Er konnte Nichts thun; sollte er aus dem Wagen springen, der pfeilschnell dahinsauste? Der Sprung hätte ihm unfehlbar den Tod bringen können.

„Heilige Jungfrau," rief Victorin aus, „o hätt' ich doch dem Vater nicht gefolgt! Wie pflichtvergessen habe ich gehandelt!"

„Mir schwindelt es vor den Augen — Alles wird mir schwarz wie ein Grab," seufzte der Greis. „O Cecily!"

Allein die Pferde lenkten plötzlich quer über ein Ackerfeld, und wandten sich von dem Hügel ab. Sie sprangen dem Fußpfade zu, der gen Schloß Erpingham führt. Sie geriethen auf moorigen Grund. In der Nähe befand sich ein starker junger Mann. Dieser sprang herbei und fiel den Pferden in die Zügel, und warf sich ihnen mit Aufopferung des eigenen Lebens entgegen.

„Still gestanden, Bestien!" schrie der junge Mann, „oder ich reisse euch die Kiefer auseinander!"

Die Pferde erkannten Tom's Stimme, und blieben augenblicklich stehen. Tom kam eben vom Arzte des Dorfes. Bleich und zitternd erhob sich Jak im Wagen und stieg ab, um dem ehrlichen Tom für die Rettung seines Lebens zu danken.

„Braver, junger Mensch," sprach der alte Jak, „dir allein verdanke ich die Erhaltung meines schwachen Lebens. Wie kann ich's dir lohnen!"

„Ich habe Nichts verdient," sagte Tom zutraulich, „die gebenedeite Jungfrau hat Euch erhalten, sie hat

Bayerische Staatsbibliothek München

Euch und den guten Victorin beschützt. Danket ihr, mein Vater!"

„Edler Junge, deine Worte gehen mir tief zu Herzen!" sprach Jak weiter. „Du hast viel an mich anzusprechen."

„Nichts, denn ich habe von Vater Jak schon Vieles erhalten," gab Tom treuherzig zur Antwort. „Was habt Ihr nicht schon meiner Mutter gethan? Ohne Euch würde sie im Grabe modern. Euch allein und Gott verdanke ich die Rettung meiner Mutter. Meint Ihr, die heilige Jungfrau wisse nicht um das viele Gute, das Ihr spendet, und um den Segen, den Ihr fortwährend verbreitet? Glaubt Ihr, Gott lasse das unbelohnt? Das hat mir meine Mutter oft genug gesagt, daß es Euch wohl gehen werde, und daß ihr wohl viele Anfechtungen, aber nie ein eigentliches Unglück erdulden werdet."

„So spricht deine Mutter?" fragte Jak schnell. „Gesegnet sei das fromme Weib! Ich will aber während meines ganzen Lebens für dich und Biddi sorgen?"

Victorin hatte indessen die Zügel wieder geordnet, und die Pferde standen ruhig da. Der Schweiß rann über ihren Leib und sie dampften in Folge des schnellen Laufes. Er kam zu Tom, um ihm ebenfalls zu danken.

„Wackerer Tom," sprach Victorin, „dir verdanken wir unser Leben; mein alter Vater und ich wären vielleicht nicht mehr am Leben ohne dich, mein edler Jüngling."

„Ich bitte Euch, schweigt, mein werther Victorin!" sagte Tom, „es ist ja kaum des Nennens werth, was ich gethan."

„Es ist viel, sehr viel!" setzte Jak hinzu.

„Aber wir wollen Freunde sein auf immer, und Nichts soll uns mehr auf Erden trennen," sprach Victorin. „Vater, segne unsere Freundschaft."

Und Victorin schloß Tom in seine Arme und küßte ihn. Jak aber nahm die Hände der beide Jünglinge und legte sie ineinander.

„Bleibt einander treu im Leben," sagte Jak mit Rührung, „und bleibet Freunde bis zum Tode."

„Es waltet ein seltsames Geschick über mir," sprach Tom, indem er eine Thräne im Auge zerdrückte, „Gott wird durch Vater Jak nicht nur die Mutter erhalten, sondern er hat mir in dem Sohne des reichsten Pächters der Grafschaft einen wahren und aufrichtigen Freund gegeben."

„Aller Unterschied zwischen uns höre auf," versetzte Victorin.

„Amen!" sprach Jak mit weicher Stimme. „Gott hat es so gefügt, es wird sein Wille sein."

Victorin stieg mit dem alten Vater ein; Tom eilte heim zur Mutter, überglücklich in dem Gedanken, den Wohlthäter seiner Mutter vom sichern Untergang gerettet zu haben, und sich im Besitze eines edlen Freundes zu wissen. Die Liederlust überkam ihn unwillkührlich und er sang ein heiteres Lied hinaus in die winterliche Landschaft, und seine Stimme klang so hell und voll wie ehedem. Der Wagen aber eilte dem Dorfe zu.

Als Victorin mit Vater Jak in dem Dorfe angekommen war, herrschte eine große Aufregung unter dem sonst friedlichen Volke, welches die Hütten bewohnte. Auf der Strasse liefen Viele und rangen die Hände. Manche weinten, und betagte Greise und altersgraue Frauen liefen mit verweinten Augen umher. Vor mehreren Häusern lagen Bänke, Tische und verschiedener Hausrath, welchen der Schloßverwalter Caxton hatte herausschaffen lassen aus den Wohnungen der Unglücklichen. In der Mitte des Dorfes saßen am Wege mehrere Frauen, welche ihre

Säuglinge an der bloßen Brust hielten, um sie gegen die Kälte zu schützen. Die Kinder weinten und schrieen nach Brod, und die Mütter antworteten ebenfalls mit Thränen. Im Hintergrunde seufzten die Männer mit gesenktem trauerndem Haupte. Der Anblick dieses Jammerbildes war herzzerreissend. Kinder, Jünglinge und Männer, Jungfrauen, Weiber und Mütter standen um die Verlassenen.

Jak trat unter die Unglücklichen, und bald schien der bitterste Schmerz zu weichen. Die Züge wurden heiterer und die Thränen hörten auf zu fließen. Die Kinder kamen herzu und umfaßten Jak's Füsse, die größeren Kinder ergriffen seine Hände und küßten sie. Alles drängte sich um den edlen Greis.

„Vater Jak, Vater Jak ist da!" jubelten die Kinder, und liefen frohlockend durch die Gassen des Dorfes. „Vater Jak!"

Auf das Rufen der Kinder strömte Alles dem Orte zu, wo Jak sich eben befand. Mit dem ungeheucheltsten Vertrauen drängten sich Alle um ihn — er war ja ihr langjähriger getreuer Freund. Es waren neue Hoffnungen in den Herzen der Unglücklichen erwacht, denn Vater Jak war da — er, an dem alles Volk mit Liebe und Verehrung hing.

„Freunde!" begann Jak zu reden, „tröstet euch im Unglücke. Ihr seid nicht verlassen. Gott im Himmel sieht die Thränen seiner Lieblinge, und er wird euch Hilfe senden. Verzaget nicht! Ermannet euch, ihr Aeltesten, und ihr Kinder, betet fleißig zu dem Herrn! Wer war je verlassen, wenn er auf den Herrn vertraute? Und züchtigt der Herr nicht Jene, welche er lieb hat?"

„Welch' köstliche Worte, Vater!" sprachen Alle, und

ein Strahl der herzlichsten Freude belebte die abgemagerten blassen Gesichter.

„Man muß nie verzagen,“ fuhr Vater Jak fort. „Der alte Gott lebt noch, und er wird seine Kinder nicht verhungern lassen. Es giebt noch gute Menschen auf der Welt, die ein Herz in der Brust tragen, und die den Willen, die Lust und die Mittel haben, den Unglücklichen zu helfen. Wer von euch ist ohne Obdach, Nahrung und Kleidung? Die Armen mögen zu mir kommen.“

Und es traten die Armen, welche vom Schloßverwalter ausgesetzt und schonungslos gepfändet worden waren, hervor und bildeten einen Kreis um den Vater. Es waren über zwanzig Familienväter; manche hatten viele Kinder, welche sich an die weinenden Mütter angeklammert hatten. Tiefe Spuren bittern Kummers lagen in den Mienen der Väter, die wohl ihr Unglück geahnt hatten. Sie hatten vom Gutsherrn kleine Ländereien in einem westwärts vom Dorfe gelegenen Moorgrund gepachtet, die einen so dürftigen Ertrag lieferten, daß sie kaum den hohen Pachtschilling abwarfen. Und doch wurden die Armen nicht müde, das Land zu bebauen, und wenn sie nur Kartoffel darauf ernten konnten — die freilich in dem nassen Grunde schlecht genug wurden! — Denn in Irland weiß man besser, als anderswo, welchen Werth die Kartoffeln haben. Wie viele Armen leben fast ausschließlich von Kartoffeln! Die Armen, welche um Vater Jak standen, hatten den vorjährigen Pachtschilling noch nicht bezahlt; im Schuldbuche des Verwalters standen noch andere Posten und der Miethzins vom gegenwärtigen Jahre kam auch noch dazu, das war für den neuen Schloßverwalter, wie Master Caxton vom Volk genannt wurde, Veranlassung genug,

mit Energie einzuschreiten, und ein Beispiel für die ganze Grafschaft aufzustellen. Daß er von Sir Jefferson angestachelt wurde, bedarf kaum der Erwähnung; denn der Mann mit der lammfrommen Miene konnte seinen Aerger nicht verbergen, daß die armen Einwohner der Grafschaft von seinem Evangelium Nichts wissen wollten. Und er war doch mit so großen Hoffnungen auf die „grüne Insel“ gekommen! Allein er hatte sich verrechnet; weder mit Geld, noch mit guten Worten und listigen Reden waren die „irländischen Dummköpfe,“ wie Sir Jefferson manchmal im Aerger sagte, zur Staatskirche zu bekehren.

Vater Jak nahm sein Taschenbuch heraus. Die Armen umringten ihn von allen Seiten. Er fragte Jeden nach seinem Befinden, und drückte Jedem eine Summe in die Hand, so groß er sie brauchte.

„Ihr könnt mir das Geld wieder zurückgeben, wenn es euch möglich ist,“ sprach er freundlich und lächelte, in seinem Herzen aber dachte er an's Schenken, und die Armen wußten das wohl.

„Kinder!“ begann der Greis nach einer Pause, „ich habe euch noch Etwas zu sagen. Verlasset euern Glauben nicht, lasset euch in der Religion eurer Väter nicht erschüttern! Bleibet eurer Religion getreu! Ich weiß, man will euch im Pachthause sitzen lassen, auch wenn ihr nicht bezahlt, wenn ihr nur Verräther am Glauben werdet. Laßt euch nicht für die Staatskirche gewinnen! Bleibet Irländer! — das sagt Alles! Wie sehr müßte es eueren alten Vater — euren lieben frommen Seelenhirten schmerzen, auch wenn nur Einer aus seiner Heerde verloren ginge! Erspart ihm diesen Schmerz! — Ein Verführer geht unter euch umher, an seinen Werken sollt ihr ihn erkennen. Wißt ihr nicht, daß Sir Jefferson — — —“

„Seid ruhig, Vater Jak!“ sprachen die Armen, „wir fallen um Geld nicht ab vom Glauben.“

„Das höre ich gerne von euch, meine Kinder!“ schloß Vater Jak mit Rührung. „Seht hin auf Irland's Priester! Leiden, dulden und entsagen sie nicht mit Irland's Volk? Schaut auf das vortreffliche Beispiel, das sie euch geben! Sie stehen fest und wanken nicht; und bedenket, daß der Feind in die Thore eingedrungen ist und unter uns sein Wesen treibt. Englische Sendlinge sind da, ihr werdet mich verstehen. Man will euch durch Geld, Drohungen und Erpressungen — mit Milde und Gewalt im Glauben erschüttern. Haltet aus! Weiset den Feind von euch, wenn er kommt! Und wenn euch Etwas fehlt, so wißt ihr, daß für euch ein Vater wacht, der helfen will, und wenn er nicht helfen kann, so werden es Andere thun. Bleibet katholisch! In dieser Hoffnung scheide ich von euch, meine geliebten Kinder!“

Und mit diesen rührenden Abschiedsworten verließ Jak mit Victorin das Dorf. Die armen Väter eilten alsogleich nach Erpingham und bezahlten ihre Schulden, und so konnten ihre erfreuten Familien wieder in ihre Pachthütten einziehen. Victorin aber war auf der Heimfahrt sehr einsilbig. Er war in tiefe Gedanken versunken. Die Erlebnisse des Tages hatten auf ihn einen niederschlagenden Eindruck gemacht.

„Es liegt ein unendlicher Segen in der Hilfe, welche man den Armen angedeihen läßt,“ sprach er einmal ernst, „wie viele Gebete werden für dich, mein guter Vater, zum Himmel aufsteigen! Du hast auf dieser Erde schon viele Thränen getrocknet. Du kannst einmal dem Tode heiter in's Auge schauen. Engel werden dann kommen, und dich hinauftragen in den Himmel — — —“

„Wo keine Thräne mehr ist und kein Schmerz," setzte Jak hinzu, und bedeckte sein Angesicht, denn eine Freudenthräne glänzte in seinem Auge.

Eilftes Kapitel.

Verschiedene Gespräche.

Die alte Biddi lebte nunmehr in dem Pächterhause des biedern Jak. Sie war herzlich froh und dankte Gott alle Tage, daß es ihr so gut ergangen. Der ehrliche Tom hatte ebenfalls bei Jak einen bleibenden Aufenthalt gefunden, und seine Laune war stets so angenehm, daß man ihn lieb haben mußte.

Es waren nahezu zwei Jahre verflossen, seit Biddi von dem Gerichtsdiener Mark aus ihrem Häuschen getrieben wurde. Master Caxton hatte, von Sir Jefferson veranlaßt, sein Verfahren gegen die Armen der Grafschaft geschärft, und alle erdenklichen Verhöhnungen und Mißhandlungen ersonnen, um das Volk zu drücken und noch elender zu machen, als es bereits war. Und doch schmeichelte er sich, des Volkes Vertrauen zu besitzen. Sir Jefferson blieb steif und fest bei seiner Meinung stehen, die Armuth allein könne die Irländer massenhaft der englischen Hochkirche entgegenführen, und gerade dabei übersah er, daß die Religion der Väter die Ursache war, daß die Armen der Grafschaft nicht der größten und bittersten Verzweiflung anheimfielen.

Es war Abend. Ein schneidender Wind pfiff aus dem Norden. Die Wellen des Meeres schlugen empört an das nahe Ufer, so daß die Erde zu beben schien. Es heulte und tobte fürchterlich um die Hütten. Ein dichter Schneesturm jagte über das Gefilde hin, und verhinderte beinahe das Fortkommen. An diesem schauerlichen Abend saß Biddi mit Tom im Pachthofe beim alten Jak. Ein helles Licht brannte auf dem Tische, und ein starkes Feuer loderte in dem warmen Kamine. Es war recht angenehm in dem Stübchen. Cecily trieb das Rädchen und spann. Biddi hatte ihr Strickzeug bei der Hand. Der alte Jak las in einer Legende, und Victorin besserte einige Geräthe aus. Tom aber kam herein, und hielt die erstarrten Hände an den warmen Kamin. Er war draussen gewesen, um nach den Pferden zu sehen. Er hatte sich mit einem kleinen Pächter unterhalten, der mit einem Einspänner gerade den Pachthof passirte, und hatte sich dort verplaudert, wie man zu sagen pflegt. Als Tom sich gewärmt hatte, kam er an den Tisch, und blickte Victorin mit der glücklichsten Miene von der Welt an.

„Was ist dir begegnet, Tom?“ fragte Victorin, „es muß etwas Gutes sein, denn etwas Anderes läßt deine köstliche Laune nicht erwarten.“

„Gut ist's eben nicht,“ antwortete Tom lebhaft, „aber eine Sache zum Lachen könnte es sein, wenn Einer überhaupt über Mark's Meinungen lachen möchte.“

„Was, Mark?“ sagte Jak und schob das Buch bei Seite. „Lebt er noch der Mensch, der die Schande der ganzen Grafschaft ist?“

„Mark ist eigentlich kein so grundverdorbener Mensch,“ fiel Cecily entschuldigend ein, „er hat kein schlechtes Herz, und wenn man ihn gewinnen könnte — — —“

„So könnte man ihn bessern," versetzte Biddi und schaute nach dem alten Jak hinüber.

„Mark kann so wenig gebessert werden," sagte Jak mit derbem Tone, „als es möglich ist, einen Mohren weiß zu waschen. Der Mensch sitzt ganz in Sünden, seit ihn Jefferson und sein würdiger Gehilfe, Master Caxton, bearbeiten. Er ist schlimmer, als er aussieht."

„Aber Vater, du urtheilst doch viel zu schroff," meinte Cecily und ließ das Rädchen stehen. „Allerdings hat Mark einige schlimme Seiten, so zum Beispiel seine Trunkenheit, aber er hat auch wieder seine besseren Eigenschaften. Man muß einen Menschen nie ganz verdammen."

„Verdamme ich, liebes Mädchen?" fragte Jak mit sanftem Tone, „ist es mir nicht im Gegentheil herzlich leid, daß ich Mark aus dem Hause schicken mußte? Victorin weiß es, wie lange ich zauderte, ihn zu entlassen."

„Allerdings mehr aus Barmherzigkeit gegen sein armes Weib und seine kleinen unmündigen Kinder," versetzte Victorin. „Wenn man es am Ende noch einmal versucht hätte, wer weiß — — —"

„Schweigt mir von Mark!" gab Jak mit Ernst zur Antwort, „er ist verloren für immer. Er war von Jugend auf ein halber Lotterbube und voll Heimtücke, ich kenne ihn ganz. Master Caxton und Sir Jefferson werden noch ihre liebe Noth mit ihm haben. Er ist zwar eifrig im Dienste. Er kennt keine Gnade gegen die Armen, die er unbarmherzig vor die Thüre setzt. Ein Mensch ohne Gefühl und Herz ist in der Regel ein schlechter Mensch. Ich lasse mir das nicht abmarkten."

Es schwiegen Alle im Zimmer. Das Feuer knisterte vernehmlich, das Rädchen schnurrte wieder. Jak las ruhig weiter, nur Victorin und Tom schauten sich an, als ob sie Etwas reden wollten.

„Aber Tom," begann Victorin, indem er das Stillschweigen brach, „wo bleiben denn deine Neuigkeiten?"

„Ich glaube, man hat ihm einen Bären angebunden," sagte Cecily schalkhaft, „weil er nicht mit der Sprache heraus will."

„Tom lügt nicht," sagte Mutter Biddi, „er hat in seinem Leben noch nie eine Lüge ausgesprochen."

„Das will viel sagen, Biddi," versetzte Jak mit Lachen. „Ich möchte es nicht von ihm sagen, so große Achtung ich sonst vor seiner Rechtschaffenheit und Wahrheitsliebe habe. He, Tom!"

„Da ich Vater Jak in so guter Stimmung erblicke," gab Tom zur Antwort, „so will ich ihm Etwas erzählen."

„Von Mark?" fragte Victorin schnell.

„Aber dann wird der Vater böse," sprach Cecily besorgt.

„Erzähle nur, Tom!" sagte Jak und schlug das Buch zu. „Ich will auch über deine Narrheiten lachen."

„Es sind dießmal keine Narrheiten," versetzte Tom, „es wird dießmal sehr traurig kommen."

Cecily hielt ihr Rädchen an, und Biddi legte ihre Arbeit zur Seite, selbst Victorin ließ seine Hände ruhen.

„O dem Gerichtsdiener geht's schlecht," fing Tom im treuherzigsten Tone an, „dieser Mensch hat Tage! Ein Pächter hat Master Caxton nach Erpingham geführt. Master Caxton hat eine Winterreise durch die Grafschaft gemacht — warum, können sich Alle denken. Der Pächter hat nun lange mit Mark gesprochen; er hat unsern Hof passirt. Mein Gott, ich möchte nicht Mark sein!"

„Das ist der Lohn dafür, daß er seine Kinder verkauft hat," sagte der Vater und ein tiefer Ernst lag auf seinem Antlitz.

„Guter Gott!" seufzte Biddi, und schlug ein Kreuz, „es wird recht traurig werden."

„Mark führt ein Leben voll Verzweiflung, und kann es oder will es nicht ändern," fuhr Tom lebhaft fort. „Mit seinem Weibe lebt er in fortwährendem Hader und Streit. Mark ist zur Hochkirche übergetreten, und das Weib will nicht, und wird von allen Seiten bearbeitet. Groß sei Sir Jefferson's Zorn; was er gut gemacht, das vernichtet der Priester aus dem Dorfe wieder. Mark will mit aller Gewalt die armen Würmlein, seine Kinder für das Evangelium erziehen lassen. Dem widerstreben sie auf das Eifrigste, und dann werden die Armen mißhandelt und gemartert."

„Braves Weib, liebe Kinder!" seufzte Biddi, und wischte sich eine Thräne aus dem Auge. „Ich weiß, was es heißt, in die Hände eines englischen Predigers zu fallen."

„Dabei hat sich Mark mehr denn je dem Trunke ergeben," fuhr Tom mit mitleidigem Tone fort, „ja er hat sogar über den Eingang in seine Wohnung die Worte geschrieben: Im Wein allein ist Wahrheit."

„Und das duldet Master Caxton?" rief Victorin. „Pfui! welch' eine Schande!"

„Mark's Kinder sollen die Bibel lernen, und das wollen sie nicht," sagte Tom weiter, „wenn er draußen ist in der Grafschaft — weit weg von der Heimath, und Sir Jefferson nicht in der Nähe, so eilt sein Weib mit den Kindern nach dem Dorfe zum frommen Pfarrer, und läßt sie von ihm segnen und unterrichten. Das giebt gute Christen. Ich bleibe beim alten Glauben, sagt das Weib, und die Kinder rufen: Gelobt und gebenedeit sei die seligste Jungfrau!"

„Sind das also die Fortschritte, welche die neue Lehre

auf dem Schloß Erpingham macht?“ fragte Victorin. „Dann hat es mit der Bekehrung der Grafschaft noch gute Zeit.“

„Aber ein solches Weib verdient unsere Achtung,“ sagte Jak mit Theilnahme. „Cecily, du mußt für das Weib Etwas thun.“

„O der schlimme Mark! — — —“ wollte Tom fortfahren, und sah nach Victorin hinüber.

„Was ist das?“ rief Victorin plötzlich aus. „Was ist das für ein Geschrei? Hört, es sind Kinder dabei!“

Wirklich vernahm man ein lautes Schreien von der Nordseite des Pachthofes her; es waren verworrene Stimmen, die laut an das Ohr schallten. Der Sturmwind verhinderte, daß man sie verstehen konnte. Es mußten Menschen in der Nähe sein, welche Hilfe suchten. Die Hunde im Hofe fingen an laut zu bellen.

„Auf, brennt ein Licht an!“ befahl Vater Jak, „nehmt eine Laterne und schaut, was das Geschrei bedeutet!“

Alle erhoben sich von ihren Sitzen, nur Biddi blieb sitzen.

„Ich will beten, daß kein Unglück geschieht,“ sagte Biddi und griff nach dem Rosenkranz, den sie immer in der Tasche trug.

Der Wind pfiff eisig über das Moorfeld. Wer nicht guten Fußes war, konnte kaum gehen. Man kam dem Geschrei näher. Es tönte wie menschliche Stimmen, welche fortwährend weinten und schrieen. Es war ein Weib mit drei Kindern.

„Es giebt ein Unglück, Vater!“ sprach Cecily und seufzte laut auf. „Bei diesem fürchterlichen Wetter kann’s nicht ohne Schaden abgehen.“

Es waren Alle bei dem Orte des Unglücks angekommen. Als sie sich genauer umsahen, erkannten sie

des Gerichtsdieners Weib mit ihren drei Kindern. Schrecken ergriff sie, und eine bange Befürchtung verdrängte die andere. Cecily weinte vor Mitleid. Man zog die Frau aus dem Schnee, welcher hier viele Fuß tief vom Winde aufgehäuft worden. Die Kinder mußten aus dem Schnee gegraben werden; sie streckten nur die Köpfchen heraus. Das Haar flatterte wild im Sturmwinde, denn er hatte die Mützen schon längst vom Kopfe gerissen, und sie zu suchen, das wäre bei dem heftigen Schneegestöber eine Unmöglichkeit gewesen. Man führte die Unglücklichen schnell nach dem Pachthofe. Die Kinder beteten still vor sich hin, bis sie in das warme Zimmerchen traten. Sie zitterten vor Frost und streckten ihre Händlein aus, die sie dann wieder an den Mund führten, um sie mit dem feuchten Athem zu erwärmen.

„Wärmt euch, ihr lieben Kinder!" sagte Cecily freudig, „kommt zum warmen Kamine!"

Die Kinder ließen es sich nicht zweimal sagen, und traten schüchtern hervor. Die Mutter folgte.

„Das ist ein schlimmes Wetter!" begann die alte Biddi herzlich, während sie den Rosenkranz in die Tasche schob.

„Doppelt schlimm für uns," sagte das Weib mit Thränen in den Augen. „Ach, lieber guter Gott!"

„Vertrauet auf Gott," sagte Jak, „Ihr seid gerettet und Eure Kinderlein auch!"

„O wie kann ich es Euch lohnen, Jak!" seufzte das Weib. „Ihr seid der Engel gewesen, den uns die seligste Jungfrau vom Himmel geschickt hat. Ohne Euch wären wir erfroren."

Die Kinder fingen an zu weinen. Der Schmerz ergriff die jungen Glieder, und die Fingerchen waren purpurroth.

„O ihr Kinder, um des Himmels willen, was weint ihr denn?“ sagte das verlassene Weib. „Kommt her und küßt eurem Wohlthäter die Hand! Morgen müßt ihr den Psalter für ihn beten!“

Aber die Kinder weinten nur noch lauter. Die Kälte mußte für sie sehr empfindlich gewesen sein.

Cecily war in die Küche geeilt, um nachzusehen, ob für diese unglücklichen Menschen ein warmer Bissen vorräthig sei. Sie fand noch mehrere Tassen Thee, welche schnell gewärmt wurden. O, welche Freude hatte sie dadurch den Kindern bereitet! Sie lachten laut auf, als sie mit den kleinen Händlein nach den blanken Löffelchen griffen, welche Cecily ihnen gab. Die Mutter setzte sich ebenfalls an den Tisch und nahm Theil an der Freude der Kinder.

„O das thut unsern erkalteten Mägen und unsern erstarrten Gliedern gut,“ seufzte das ehrliche Weib, welches einer Martyrin glich. „Seit drei Tagen haben wir nichts Warmes erhalten. Wir sind fast vor Hunger gestorben.“

„Wie kommt das, liebes Weib?“ rief Jak verwundert aus, „es ist ja kaum zu glauben!“

Auf diese Rede sammelten sich Alle um den Tisch. Eine große Stille war im Zimmer. Alle sahen den Kindern zu, die sich den warmen Thee vortrefflich schmecken ließen, auch das mürbe Brod nicht schonten, welches auf dem Tische lag. Cecily brockte fleißig ein und Biddi goß Thee nach.

„Eure Worte sind mir räthselhaft,“ sprach Jak wieder, „ich bitte Euch, erzählt uns genauer.“

„Ich bin wie gemartert,“ sagte das Weib. „Mein ganzer Körper ist eine Wunde. Ich weiß mir vor Schmerz kaum zu helfen.“

Das Weib schwieg. Thränen erstickten ihre Stimme.

„Lieber Himmel, was sagt Ihr!“ versetzte Biddi voll Mitleid.

„Ja, so ist es,“ fuhr das Weib fort und gab sich alle Mühe, die Thränen zu ersticken, die ihr wider Willen über die eingefallenen abgezehrten Wangen herniederflossen. „Mark, mein elender Mann — dieser verkommene Vater! — will mit aller Gewalt haben, daß ich den alten Glauben der Irländer verläugne und seine Religion annehme, für die er sich, zu meinem alleinigen und größten Kummer, bezahlen läßt. O ich kann arm sein wie Lazarus, ich kann Alles ertragen, was die Erde an Elend und Trübsal aufzuweisen hat: aber daß mein Mann aus Liederlichkeit vom Glauben abfiel, das kann ich nicht aushalten; ich sterbe vor Kummer. Das Judasgeld, das er bekommt, wandert in die Schenke. Ich und meine Kinder müssen darben und bittern Mangel leiden.“

Das Weib fing wieder an zu weinen. Sie ergriff ihre Schürze und verhüllte das Angesicht, das einst so schön geblüht haben mag.

„Das ist eine Frucht der neuen Lehren!“ sagte Victorin Tom in's Ohr.

„Verflucht seien alle Wechselbälge!“ sprach Tom laut, daß es Alle hörten.

„Ja, verflucht, würde ich sagen, wenn ich nicht dadurch auch meinem Manne fluchen würde,“ sagte das Weib, während sie die Hände auf den Tisch legte und Alle ansah, als ob Alle Mitleid mit ihr haben müßten, „aber was nützt es, wenn ich meinem Manne fluche? Und könnte dieser Fluch nicht einst an meinen Kindern gerächt werden? Ich will lieber beten!“

„Gelobt und gebenedeit sei die heilige Jungfrau,“ sprachen die Kinder und falteten die Hände.

„In Ewigkeit, liebe Kinder!“ sagte Tom mit frommer Rührung.

Cecily weinte laut. Sie konnte diesen traurigen und zugleich erhebenden Anblick kaum ertragen.

„Wir sind ohne Obdach, Vater Jak!“ sprach das Weib, „behaltet uns diese Nacht bei Euch. Gott soll es Euch tausend Mal vergelten, und Cecily soll er recht glücklich machen. Seht, lieber Vater! o erlaubt mir, daß ich eben so herzlich mit Euch reden darf, wie früher! — Mark hat mich und meine vier Würmlein drei Tage lang hungern lassen, weil wir nicht mit ihm aus dem Gesangbuch beten wollten, das er vom englischen Prediger erhalten. Denkt, drei Tage hat er uns alles Brod genommen; meine Kinder haben an den Nägeln gekaut — sie konnten den innern Brand nicht mehr stillen und schrieen laut. Da hat uns der Unmensch wieder das Gesangbuch gebracht, und als wir den Rosenkranz zu beten anfingen, hat er uns vor die Thüre gesetzt — bei diesem Wetter! — — — und da wir zu beten nicht aufhörten und Sir Jefferson zu schimpfen begann, da trieb er uns davon: heut', diesen Abend!“

„Wer sollte so Etwas glauben,“ rief Victorin aus, „wer sollte so handeln können, wenn er nicht ein Satan in Menschengestalt ist!“

„Ich lüge nicht, ich rede die Wahrheit,“ sagte das Weib, „da fragt nur die Kinder; sie sehen nicht darnach aus, als ob sie mit Lügen umgehen könnten!“

„Es ist wahr, es ist wahr!“ riefen die Kinder.

„Wir sind ohne Hilfe, Jak, übt Barmherzigkeit an uns,“ sprach das Weib. „Denkt nicht daran, was Euch Mark Uebles gethan.“

„Beruhiget Euch! Diese Nacht bleibt Ihr bei uns,“ sagte Jak mit Milde. „Morgen lasse ich Euch in's

Armenhaus bringen; ich werde für Arbeit und Verdienst sorgen. Gott wird weiter helfen. Wir müssen auf ihn vertrauen."

Und das Weib weinte Thränen der Freude und des Dankes. Die Kinder aber kamen zu Jak und küßten seine Hände. Dann aber hieß sie die Mutter niederknien, und sie erhoben Herz und Hand zum lieben Heiland und beteten unter Thränen. Es war ein himmlischer Anblick.

Zwölftes Kapitel.

Erfüllung einer Drohung.

Es waren seit jenem stürmischen Abend drei Monate verflossen. Der Frühling war wieder in das Land gekommen. Die Bäume schmückten sich mit Laub und Blüthen, und die Wiesen wurden grün. In das Herz des Menschen waren neue Freuden und Hoffnungen eingekehrt, und allüberallhin spendete der Frühling Segen und Gedeihen.

Es war ein wunderschöner Sommermorgen. Die Sonne war seit langer Zeit nicht mehr in so lieblicher Pracht aufgegangen. So weit das Auge reichte, war der Himmel blau, und kein Wölkchen hing an dem wundersamen gewölbten Firmamente. Die Vögel in den Gebüschen sangen heiter hinaus in die lenzesmilde frische Natur, und die bunten Schmetterlinge flatterten zutraulich zwischen den farbigen Wiesenblumen, und die Bienen badeten sich im Morgenthau. Von allen Seiten ver-

nahm man das fröhliche Glockengeläute, und jubelnd zogen die Arbeiter auf die Gefilde im reichen Frühlingsschmucke.

Vater Jak saß am Tische. Er konnte nicht heiter in die „neue Welt" vor seinen Augen schauen. Er öffnete das Fenster und schloß es wieder zu. Er nahm den Rosenkranz zur Hand, und vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben wollte das Gebet nicht recht von seinen Lippen fließen. Es lagen trübe Ahnungen auf seiner Seele, und deßhalb war sein alterndes Haupt gesenkt, und Freude und Hoffnung waren aus seinem Herzen gewichen. Man sah ihm die Trauer an, die ihn peinigte.

„Du bist traurig, lieber Vater!" sagte Cecily, als sie in das Zimmer trat, und das Angesicht des Vaters, das sonst so milde war, betrachtete.

„Ja, ich bin traurig, liebes Kind!" versetzte Jak, „ich muß es gestehen. Ich kann dir nicht in's Angesicht lügen; es wäre das erste Mal in meinem Leben."

„Erheitere dein Herz, sieh hin, dorthin, wo das Kreuz des Heilandes grüßt," sprach Cecily im Tone eines Engels, und unendlich süß klangen diese Worte in das Herz des greisen Vaters.

„Es nahen sich trübe Tage," antwortete der Vater, „ich sehe schlimme Zeiten kommen."

„Warum denn, Vater?" fragte Cecily noch theilnehmender, und eine Thräne glänzte in ihren schönen blauen Augen, „du bist ja die Güte und Liebe selbst. Du hast bisher nur Gutes gethan und tausend Thränen gestillt. Die ganze Grafschaft erschallt von deinem Lobe. Einen Mann, der von Gottes Geist so erfüllt ist, wird auch das Leid nicht beugen, und das schwerste Ungemach wird ihn nicht wankend machen. Er wird vertrauen auf den Herrn, der tausend Welten schafft und Alles lenkt.

Erhebe dich, Vater, der Triumph des Bösen ist von kurzer Dauer, dann kommt die Tugend auf den Thron, damit sich alle Guten freuen, und den Vater im Himmel preisen, der die Seinen nie verläßt."

„Du sprichst wie ein Engel, Kind!" sprach Jak mit milder Stimme. „Komm in meine Arme!"

„O theurer Vater!" seufzte Cecily. „Auch im Unglück werden wir heiter sein; denn es tröstet uns dann das Bewußtsein, viel Gutes in den Tagen der Freude gewirkt zu haben. Und ein solches Bewußtsein ist köstlich und erhaben."

Vater Jak antwortete nicht. Er schloß Cecily in seine Arme. Der Greis mußte alle seine Manneskraft aufwenden, damit er nicht in Thränen ausbrach. In diesem Augenblicke trat Victorin herein.

„Du bist traurig, mein Vater!" fing Victorin zu reden an, „was ist der Grund deines Kummers? Zum ersten Mal in meinem Leben muß ich dich traurig sehen."

„Victorin, mit dir kann ich offen reden," begann der alte Jak, „denn du bist zum Manne gereift, und kannst Verhältnisse besser würdigen, als dieß schwache Mädchen."

Und Jak gab sich alle Mühe, seinen Schmerz zu verbergen.

„Ich muß nach Erpingham," sprach Jak weiter, „ich muß mich Master Caxton vorstellen, den ich mir wegen Cecily zum Feinde gemacht habe. Du weißt, der Pachtvertrag ist schon vor langer Zeit abgelaufen, und du kannst dich erinnern, daß ich zur rechten Zeit auf Erneuerung desselben gedrungen. Master Caxton säumt und säumt. Ich drohte ihm, mich an den Grundherrn selbst zu wenden. Er nennt mich einen alten Graukopf, der wohl warten könne; ich sei eine derbe irische Natur, und werde nicht so bald auf den Kirchhof wandern.

Master Caxton sinnt auf etwas Böses — ich habe diesen hinterlistigen Menschen durchschaut. Er wird mich vom Pachthofe verdrängen wollen."

„Wenn es nur das ist, Vater!" rief Victorin freudig aus, „so gehe nur hin nach Erpingham und fürchte Nichts. Master Caxton wird es nicht wagen, dich anzugreifen — er müßte es wahrlich hart büssen. Die ganze Grafschaft würde sich für dich erheben."

„Keine Gewalt, mein Freund! ich bin ein friedliebender Irländer, der sich dann erst wehrt, wenn er sich vertheidigen muß," gab Jak mit fester Stimme zur Antwort. „Doch liegt ein süßer Trost für mich in deinen Worten."

„Gehe muthig hin, Vater!" sagte Cecily, „und wenn wir Alles verlieren, bleibt dir nicht Victorin? Hat er nicht starke Arme, dich zu schützen, dich zu ernähren? Bin ich nicht dein Mädchen, das dir wohl thun wird, bis der Tod dich bettet in's kühle Grab? Und wird uns Tom verlassen? Und kann Biddi nicht für uns beten? O Vater, sei voll Trost, denn du hast Freunde bis an's Ende deines Lebens! Wer wird Vater Jak verlassen?"

„O Kinder," rief Vater Jak hocherfreut aus, „wo ihr seid, muß ich glücklich sein!"

Cecily weinte, als der Vater Abschied nahm.

„Ich will mit Biddi den Psalter beten," sagte Cecily treuherzig, „daß es dir gut geht, und den braven Tom will ich zum heiligen Senanus schicken, daß er für dich eine Messe hört."

„Thue das, mein Mädchen!" sprach Jak und ergriff Stock und Hut.

„Victorin, du kannst mich begleiten," sagte er zum Abschied. „Cecily, bis zum Mittagsbrod sind wir wieder hier!"

Jak zog mit Victorin langsamen Schrittes durch die Saatfelder, welche zum Pachtgute gehörten und die in der entzückendsten Pracht gediehen und mächtig emporschossen. Es machte dem treuherzigen Victorin Freude, den Vater auf diesen oder jenen Gegenstand in der Wirthschaft hinweisen zu können. Er machte auf Verbesserungen aufmerksam, welche im Laufe der Zeit noch vorgenommen werden müßten; aber auf all' die triftigen Ansichten hörte Jak nur mit halber Aufmerksamkeit.

„Victorin, es gehen sonderbare Dinge in der Grafschaft vor," begann Vater Jak, als er mit Victorin bei der Anhöhe angekommen war, auf welcher das Schloß Erpingham sich in alterthümlicher Weise erhob. „Wer weiß, wie die Zustände sich entwickeln werden, welche Master Caxton herbeigeführt. Im Hintergrunde steht Sir Jefferson; ich fürchte, sie werden ihren Lohn bald erhalten."

„Den Lohn, der ihnen gebührt," sagte Victorin mit fester männlicher Stimme. „Es sind Schurken — —"

„Halt Victorin!" bat Jak mit leiser Stimme, „wie kommst du zu dieser Rede, welche nur jene Unzufriedenen in Irland im Munde führen, welche mit Nichts begütigt werden können? Wer hat dir dieses Wort in den Mund gelegt, das dir so unähnlich ist? Sei vorsichtig, damit du nicht in die Falle geräthst. Es würde unsern Feinden doppelt lieb sein!"

„Beruhige dich, lieber Vater!" sprach Victorin, „ich verachte die Banden, welche sich gebildet haben, um gewaltsam bessere Zustände bei uns herbeizuführen, welche Namen sie auch haben und welche Zwecke sie verfolgen werden. Ich gehöre zur Partei des Rechtes und man wird mich stets beim Recht finden."

„Die vielen Leiden, welche über die Grafschaft durch

Master Carton hereingebrochen, haben im Stillen eine bewaffnete Männerschaar gebildet, die nur auf einen günstigen Augenblick hofft," sprach Jak mit tiefem Ernste, „um mit aller Gewalt auf unsere Dränger loszufahren."

„Ich weiß davon, lieber Vater!" entgegnete Victorin, „aber ich schwöre dir, daß ich nicht in die Reihe dieser Menschen gehöre; denn ich verfolge friedlich das Ziel, das sich mein guter Vater zur Lebensaufgabe gemacht hat."

„Ist Tom frei?" fragte Jak, und blickte mit scharfem Auge auf Victorin, „diese Bandenführer sehen besonders darauf, muthige junge Leute in ihre Reihen zu bekommen — tollkühne Bursche, die ohne Angst und Schrecken in's Messer laufen und dem Tode trotzen."

„O Vater!" entgegnete Victorin ernsthaft, wie es einem Jüngling geziemt, der zum Manne herangereift ist, „man kann das Thun und Treiben dieser Menschen, die so im Finstern schleichen — am Ende zu ihrem eigenen Verderben! — wohl entschuldbar finden. Wir sehen alle Tage die glühenden Thränen der Unschuld fließen, und Niemand ist da, der sie trocknet. Das Elend beginnt selbst auf den jugendlichen Gesichtern Furchen zu ziehen, wie die Pflugschaar auf dem lockeren Ackergrunde. Ein Kampf zwischen Tod und Leben entfaltet sich auf halbfaulen Strohbündeln alle Tage vor unsern Augen. Wir sehen jeden Tag, wie sich die gesetzlich erlaubte Ungerechtigkeit breit macht. Es lacht der Hochmuth, — die Unschuld weint. Wer kennt nicht Irland's Leiden? Wer hat nicht Mitleid mit uns? O Vater, die ganze Welt hat sich längst für unser Recht entschieden. Wir sind Sclaven — wir sind verachtet und verspottet. Und in welchem Lande findet man mehr Liebe und mehr stille Tugend? Unser Vaterland könnte der edelste Juwel in England's Krone sein; aber wir sind Nichts, man raubt

uns die Freiheit. Unsere edelsten Männer werden verhöhnt. O Vater, wann wird Irland den Tag seiner Freiheit sehen? Wann wird ihm das Morgenroth einer besseren Zukunft lächeln? — — —"

Victorin war sichtlich ergriffen. Jak schwieg still und warf sich nieder. Er hatte sein Gesicht verhüllt und weinte, — ein Greis, so edel als das Gold, saß auf einem bemoosten Stein, und Thränen floßen über seine Wangen — heute so bleich wie der fahle Schein der Sterne. Was drückt diesen edlen Greis nieder? Ist es sein eigenes Leid, dem er entgegenwallt? Wer ihn kennt, wird es bezweifeln.

„Victorin," seufzte der Greis, „deine Worte haben mir wie ein Schwert in's Herz gegriffen. O Sohn, ich sehe, du bist zum Manne geworden. Du kennst die Wunden, an denen unser Vaterland verblutet. Deßhalb zittere und bange ich nicht: möge die Zukunft bringen, was Gott gefällt."

„Klage nicht, Vater!" sagte Victorin, „wir sind in Gottes Hand, und haben wir nicht oft mit den Armen geduldet?"

Sie standen vor dem Schloße Erpingham. Auf einem mit Rohr bedeckten Sitze saß Mark, der Gerichtsdiener; er hatte eine Bibel in der Hand und kritzelte aus langer Weile mit einem kurzen Stifte in den Buchstaben herum, wie kleine Kinder zu thun pflegen. Er sah recht roh und verwildert aus. Als er Jak erblickte, senkte er sein Haupt und ließ den Greis an sich vorüberziehen, ohne ihn eines Grußes zu würdigen. Und doch hatte er mannigfache Wohlthaten von ihm empfangen!

Victorin wartete im Garten, der sich um das Schloß zog, auf die Zurückkunft des Vaters. Er bewunderte den reichen Schmelz der Blumen, welche die lenzesmilde Sonne aus der mütterlichen Erde gelockt hatte. Es

freute ihn die Pracht des Lenzes und das Leben, das aus jeder Blüthenknospe sprach. Mark war ihm nachgeschlichen. Es war seine Absicht, Victorin zu verhöhnen.

„Ah, guten Tag, Victorin!" rief er höhnisch aus, „es ist in der That schon lange, daß wir uns sahen."

„Ich habe es nicht zu bedauern, Master Mark!" versetzte Victorin bündig. „Es wäre mir lieb, wenn Ihr mich verließet."

„Ihr haßt also meine Gegenwart?" fragte Mark mit gemeinem Tone, „ich bin Euch zuwider? Ei, da sehe doch Einer den nasenweisen Gelbschnabel an."

„Was sagt Ihr?" schrie Victorin, „schämt Ihr Euch nicht, einen Menschen so zu behandeln, der Euch Nichts angeht?"

„Ah, ich wollte Euch nur von dem Glück sagen, das Eurem süßen Vater heute zu Theil wird," gab Mark zur Antwort, „er kann sich sicher einen andern Kirchhof suchen, der fürchterliche Graubart!"

„Mark, Mark!" sagte Victorin rasch, „Ihr wagt wirklich viel, sehr viel!"

„Mark, Mark!" ertönte eine grelle Stimme von Oben. Sir Jefferson streckte sein heimtückisches Gesicht zum Fenster heraus. Seine Haare waren noch ungekämmt. Der gute Mann hatte in der Grafschaft zu viel zu thun.

„Mark, geschwind herauf!" rief er mit seiner kreischenden, widerlichen Stimme. „Master Caxton zieht die Schelle, daß die Mauern von Erpingham einstürzen könnten."

So wurde also Victorin von diesem Plagegeist befreit. Er machte sich eine angenehme Aufgabe daraus, Schloß Erpingham nach allen Seiten hin zu besichtigen. Es war schön hier oben; das mußte man sich gestehen. Da stand er plötzlich unter dem Gemache, in welchem

sein alter Vater mit dem Schloßverwalter im Hader sich befand. Er konnte aber Nichts vernehmen; er hörte nur, daß es laut — recht laut zuging.

„Gott, was wird daraus werden," seufzte er leise, „heilige Jungfrau beschütze unser Haus! O die Rache der Gottlosen ist grausam!"

In düsterer Stimmung, die plötzlich seine schöne Seele erfüllte, blieb er stehen und schaute schweigend in die Ferne, und er sah in dem Thale das Pachthaus glänzen im heißen Strahl der goldenen Frühlingssonne, und es überkam ihn ein schweres Gefühl, das ihm beinahe Thränen auspreßte. Dort in dem lieblich gelegenen Pachthause hatte er seine Jugendzeit verlebt, und war zum Manne herangewachsen. Er dachte an den Schmerz, mit welchem er von diesem reizenden Orte vielleicht scheiden müßte. Er sah Cecily weinen, und Biddi's Kummer preßte ihm einen tiefen Seufzer aus; aber aus dem Abgrunde des Elendes tauchte auch Tom's heitere unverwüstliche Laune wie ein glückliches Gestirn auf. Tom war es, der lächelnd Alle mit dem Unglück versöhnte.

Es klopfte ihm Jemand auf die Schultern, und er wandte sich rasch um. Er sah Sir Jefferson im leichten englischen Morgenanzuge vor sich stehen. Victorin erhob sich und grüßte freundlich, und sein Gruß ward, wie es schien, wohlgefällig aufgenommen.

„Euer Vater!" hub Sir Jefferson an, „hat einen großen Fehler gemacht, er wird ihn theuer zu stehen kommen."

Und der ganze fratzenhafte Ausdruck lag in Sir Jefferson's Gesicht, der ihn seit einiger Zeit als einen Schelmen kennzeichnete.

„Was für einen Fehler?" fragte Victorin schnell. „Er läßt sich vielleicht gut machen?"

„Nein, mein würdiger Freund!“ versetzte Sir Jefferson, „das geschieht nicht wieder. Master Caxton wird Rache nehmen. Er hat sich bereits eine andere Lebensgefährtin ausersehen.“

„Ich wünsche ihm Glück dazu,“ sagte Victorin gleichgültig.

„Aber dieser Fehler wird Jak Haus und Hof kosten,“ sprach Sir Jefferson, und sein Gesicht nahm einen höllischen Ausdruck an. „Wenn ich recht unterrichtet bin, wird Master Caxton's Schwager der Nachfolger Eures wackeren Vaters.“

„Auch immer gut,“ versetzte Victorin noch gleichgültiger. „Leib und Seele hängen nicht an einer Scholle Erde. Die Welt ist groß. — — —“

„So gleichgültig könnt Ihr sprechen, junger Mann?“ rief Sir Jefferson laut auf, „fürwahr, dann habt Ihr Euer Unglück verdient!“

„Und das seht Ihr gerne,“ sagte Victorin laut und entschieden, „die ganze Verwaltung der Grafschaft ist zunächst Euer Werk, aber Ihr werdet Euern Lohn bekommen. Geduldet Euch!“

„Eine Drohung?“ schrie Sir Jefferson aus, „eine Drohung? Junger Mann — — —“

Es enstand in dem Gemache, in welchem Master Caxton war, ein großes Geschrei. Master Caxton brüllte an den alten Mann hin, wie ein losgelassener Löwe. Sir Jefferson lief in das Schloß. Victorin eilte nach. Als er aber bei der Pforte ankam, fand er sie geschlossen. Der Lärm im Zimmer aber dauerte fort.

„Guter Gott!“ seufzte Victorin, „gieb ihm Gnade! Er hat ein Unglück nicht verdient.“

Dreizehntes Kapitel.

Eine Abrechnung.

Master Caxton saß in seinem Arbeiszimmer. Er beugte sich über die Lehne eines seltsam geschnitzten Stuhles im alten Style. Er trug viele blanke Ringe an der Hand. Die Hand war schneeweiß gewaschen. Eine feine Halsbinde schlang sich um den dicken unförmlichen Hals. Die Beine waren übereinander geschlagen. Master Caxton drehte öfters an seinem Bart, und diese Unterhaltung schien ihm ein großes Vergnügen zu bereiten. Er machte eine Miene, die zu deutlich sagte, daß er am Anfange stehe, in Irland — das er so sehr verachtete — ein großer Mann zu werden!

Der Pächter Jak trat ein. Master Caxton, der ehedem so freundlich mit Jak gewesen, kehrte sich nicht daran, er streckte nur seinen Oberkörper, und gab seinem Stuhle, der auf Walzen stand, eine andere Richtung. Er grüßte Jak nicht, und behandelte ihn als eine Person von untergeordnetem Werthe.

Jak blieb ruhig. Er sah gefaßt und entschlossen den Dingen entgegen, die da kommen sollten. Er blieb, wie es sich geziemt, am Eingange des Zimmers stehen. Sein Gesicht trug den Ausdruck einer seltenen Festigkeit und Charakterstärke. Er wußte, daß er vor Master Caxton ein Mann sein müsse, um nicht ganz verloren zu sein.

„Pächter Jak!“ rief Master Caxton nach einem langen Stillschweigen, „tretet näher!“ Und ein Gerichtsschreiber

brachte auf seinen Wink einen Band, in welchem Master Caxton zu blättern begann.

„Master Caxton, zu dienen!" entgegnete Jak mit lauter Stimme. „Ihr habt mich rufen lassen."

„Ich habe Euch im Namen des Gutsherrn Vieles zu eröffnen," fiel Master Caxton ein.

„Es wird mir angenehm sein," entgegnete Jak, und wollte freundlich erscheinen.

„Ob es Euch angenehm ist, das wird das Ende unserer Verhandlung am besten zeigen," versetzte Master Caxton mit Kälte, in welcher Verachtung zu liegen schien. „Es sind viele Klagen gegen Euch beim Grundherrn und bei mir eingelaufen, über welche ich Euch zur Verantwortung ziehen muß."

„Ich werde mich zu verantworten wissen," sagte Jak mit aller Entschiedenheit, und setzte sich auf einen Stuhl, den ihm Mark, der Gerichtsdiener, auf Master Caxton's Wink anwies.

Master Caxton ging an's Fenster. Er nahm sein Augenglas und setzte es sich in die düstern Augenhöhlen. Er blickte unverwandt vor sich hin und murmelte Etwas zwischen den Zähnen. Man sah es ihm an, daß er sich über die Mittel und Wege besinne, wie er wohl dem alten Jak am besten beikommen könne. Dann rieb er sich den Bart, und kreuzte dann die Arme nachlässig auf dem Rücken.

„Ein schönes Gut," sagte er dann mit vernehmlicher Stimme, „fürwahr ein schönes Gut — das beste in der ganzen Grafschaft und in ganz Irland. Welch' ein Umfang! — — — Dreihundert Morgen Ackerland und beinahe so viel Wiesen- und Moorgrund, das ist keine Kleinigkeit! Wo findet man einen solchen Pachthof in Irland, wo die ganze Landwirthschaft in die elendeste

Kleinhäuslerei ausgeartet ist? Und wie abgeschlossen nach allen Richtungen? Es lacht mir das Herz, wenn ich dieses Gut ansehe; der fetteste Boden, in dem man pflügen kann! Da ist gut reich werden bei dem niedern Pachtschilling. Nein, es war ein beklagenswerther Schlendrian, welcher in der frühern Verwaltung sich einschlich, und deßhalb hat auch der Pachthof nicht mehr abgeworfen — das Erträgniß desselben ist fast wie Nichts. Das geht nimmer! Der neue Grundherr braucht viel Geld — — — ich bin da, um dafür zu sorgen."

Master Carton zog seine Dose aus der Brusttasche, öffnete sie langsam, und führte eine würzige Prise nach seiner langen Nase, die er grimassenhaft verzog.

„Man kann das Erträgniß dieses Gutes wohl um das Dreifache erhöhen; gut, daß ich die Vollmacht habe," fuhr Master Carton ruhig fort. „Ich werde viele kleine Pachtungen daraus machen lassen. In dem elenden Irland findet man Leute genug, die das Land mit Vergnügen übernehmen. Und jene weißen Häuschen dort am Meeresrande? Nützen sie der englischen Mission Nichts, so sollen sie dem Grundherrn doch wenigstens die Zinsen von dem Capital aufwerfen, welches er auf den Bau verwandte. Also beschlossen!"

Und mit diesen Worten trat Master Carton zu dem biedern Jak. Er warf sich in seinen Stuhl und nahm sein Augenglas in die Hand, mit welchem er nachläßig spielte.

„Pächter Jak, ich muß Euch wichtige Eröffnungen machen," rief der Schloßverwalter in einem Tone aus, der beleidigend sein mußte, „Ihr habt verschiedene Klagen verschuldet. Der Gutsherr ist mit Euch sehr unzufrieden. Er klagt sehr über die Vernachläßigung des Gutes. Ich weiß nicht, auf welchem Wege ihm die Klagen

zu Ohren gekommen sind. Ich sage es Euch zu meinem großen Bedauern. Haus und Hof, ließ er mich wissen, gehen unter Eurer Leitung zu Grunde. Und Ihr wißt, mit welcher Liebe der Grundherr an diesem Gute hängt. Der Pachthof ist ihm in's Herz gewachsen — nicht umsonst — — —! Doch, was sage ich? Jak, ich muß ernstlich mit Euch reden."

„Redet immerhin zu," sprach Jak ruhig, „aber erlaubet, daß ich eine kurze Einrede erhebe. Ihr sagt es klar und deutlich: ich vernachlässige mein Pachtgut. Master Caxton, wie möget Ihr diese Behauptung rechtfertigen? Es wird Euch schwerlich gelingen. Ein Anblick des Gehöftes von diesem Gemache aus wird Eure Behauptung widerlegen und Jenen Lügen strafen, der die Unwahrheit an den Grundherrn berichtet hat."

„Pächter Jak, welche Sprache!" sagte der Schloßverwalter, „ich verlange Mäßigung."

„Ich bin gewohnt, das Kind beim rechten Namen zu nennen," erwiederte Jak mit Entschiedenheit. „Doch kehren wir zur Sache zurück! Wo grünt der Weizen besser, als auf meinem Gehöfte? Seht hinaus, er ist bereits so hoch gewachsen, als zur Zeit der Ernte. Auf einem verwahrlosten Ackerlande wär's eine Unmöglichkeit. Wo gedeiht das Korn vollkommener, als eben hier? Schaut hinaus! Wie die Wellen des Meeres wogt es dahin im Moorgrunde. Das Gerstenfeld grünt und gedeihet, das Kartoffelland ist ohne Tadel. Mit einem Worte: das Pachtgut liefert ein so hohes Erträgniß, daß man die halbe Grafschaft speisen könnte, wenn die Noth allgemein wäre. Und Ihr sprecht von Vernachlässigung des Gutes!"

„Hier die Papiere!" rief Master Caxton und langte nach einem Packe Schriftstücke, welche der Gerichtsschreiber auf

den Tisch gelegt hatte, „sie enthalten die Beweise! Schwarz auf weiß, Pächter Jak! Was geschrieben steht, bleibt geschrieben, und Eure schönen glatten Worte werden wenig ändern."

„Die Papiere — mit Erlaubniß, Master Caxton! — enthalten Unrichtigkeiten und Lügen, wenn sie den Zerfall des Gehöftes darthun sollen," entgegnete Jak mit Ruhe, „Thatsachen sprechen lauter als überklekfsete Papiere, die weiß kein Mensch mehr machen kann. So steht die Sache. Es kann mich nicht kümmern, was in den Papieren steht. Einem ehrlichen Manne, der auf sein Bewußtsein pochen kann, können solche Papiere gänzlich gleichgültig sein."

„Was sagt Ihr?" schrie Master Caxton auf und wurde roth im Gesichte vor Zorn und Aerger. „Ihr wagt es, eine solche Sprache zu führen mir, dem Schloßverwalter, gegenüber? Ist das die Ehrfurcht, die Ihr dem obersten Beamten des Grundherrn schuldig seid? Ist das die Achtung, die Ihr dem Verwalter von Erpingham beweisen sollt?"

„Ich habe bloß die Lügen und Unwahrheiten zurückgewiesen, die man mir in die Schuhe schieben wollte," gab Jak ruhig zur Antwort, „von einer Verletzung Eures hohen amtlichen Ansehens kann keine Rede sein. Ihr werdet keineswegs behaupten können, daß ich Euch nur in einer Beziehung zu nahe getreten bin. Wo habe ich Euch Achtung und ein freundliches Einverständniß verweigert? Waret nicht Ihr es selbst, der mich allererst mit spitzigen Redensarten — mit Mißachtung behandelte? Sprecht, Master Caxton! Habt Ihr nicht ohne Noth mein Haus verlassen? Ich durchschaue den ganzen abscheulichen Plan, den Ihr mit Sir Jefferson ausgeheckt — mit Sir Jefferson, dem bösen Geiste der Grafschaft, den Jedermann haßet und verabscheuet!"

„Ruhig, Jak!" schrie Master Caxton noch lauter, „ich befehle Euch zu schweigen. Sagt kein Wort, oder —!"

„Ich werde nicht schweigen, Master Caxton!" sagte Jak mit Festigkeit, „ich kann heute nicht ruhig sein. Meine Ehre als Mann verlangt es gebieterisch, daß ich Euch die ganze volle Wahrheit sage, und wenn Ihr auch rasend werden möchtet vor Zorn und Aerger. Ich habe es längst gewußt: ich bin Euch im Wege; so lange ich in der Grafschaft bin, könnt Ihr und Jefferson nicht nach Gefallen schalten. Laut sind die Klagen, die über Euch und Euern saubern Freund ergehen. Allgemein ist der Unwille, mit welchem man von Euch spricht. Ihr drängt und drückt das Volk der Grafschaft, weil es seinen Priestern willig folgt und seine Kirche und Religion liebt. Mein Gehöfte möchtet Ihr zerreissen in lauter kleine Gütchen, und diese Gütchen sollten der Köder sein, um die Leute aus der Grafschaft zu Eurer Bibel hinüberzuziehen. Ein jeder Abtrünnige würde ein solches Grundstück erhalten. Ich habe Euch die Wahrheit gesagt —"

„Stille, Pächter Jak, stille!" schrie der Schloßverwalter und wurde blaß im Angesicht. „Stille sage ich, oder ich lasse Euch durch Mark in das dunkelste Gefängniß abführen."

„Das soll mich nicht abhalten," fuhr Jak mit der gleichen Ruhe fort, „Euch die Wahrheit zu sagen. Ich fürchte mich nicht vor Ketten und Banden, ich verachte die Drohungen eines Menschen, der die schlechtesten Mittel wählt, um zum Ziele zu kommen. Aber hütet Euch — und diese Warnung mag auch Eurem vortrefflichen Genossen gelten! — den Glauben des irischen Volkes zu verhöhnen und seine edlen Priester zu unterdrücken. All' Euer Thun und Treiben wird vergeblich sein. Ihr werdet keine Seelen retten, auch wenn Ihr mein Pacht-

gut an die Armen der Grafschaft verschenket; ich habe die vollste Ueberzeugung, sie würden eine solche Gabe mit Verachtung von sich weisen. Nicht deßhalb bin ich Euch ein Dorn im Auge, weil Ihr meint, ich vernachlässige das Hofgut des Herrn von Erpingham — nein! Ihr seht in mir eine Stütze des Glaubens, und Ihr kennt meine Stellung zu dem Volke der Grafschaft — ich bin Euern Plänen im Wege. Aber macht zu, die Wahrheit wird am Ende doch siegen, und ich werde länger Pächter Jak sein als Ihr Schloßverwalter von Erpingham. Habt Ihr mich verstanden?"

„Wer kann solch' eine Sprache dulden?" schrie Master Caxton noch lauter. „Wer kann solchen Uebermuth noch länger ansehen? Wer kann — — —!"

Und der Schloßverwalter rannte wie rasend in dem Geschäftszimmer auf und nieder. Er schlug mit den Füssen auf den Boden, als wollte er ihn zertrümmern. Seine Augen funkelten wild und seine Muskeln zuckten. Einen solchen Auftritt hatte er nicht erwartet. Solche Festigkeit des Charakters hatte er dem betagten Greise nimmermehr zugetraut.

„Ist das eine Wirthschaft!" schrie Master Caxton, daß es dem Gerichtsschreiber bange und angst wurde, „es muß sich endlich einmal zeigen, wer Herr in Erpingham ist: ob ich oder Master Jak! Pächter Jak, Ihr seid ein stürmischer eigensinniger Mensch. Ich habe Nachsicht mit Euch haben wollen, und habe deßhalb auf meine eigene Verantwortlichkeit hin Euern Pachtvertrag durch eine lange Zeit nicht geändert, obgleich ich dazu ermächtigt gewesen wäre."

„Wie edel!" sagte Jak lächelnd, „daran erkenne ich Master Caxton wieder!"

„Da an Euch Nichts zu bessern ist," rief Master Caxton

aus, durch Jak's Gleichmuth nur noch mehr in der gereizten Stimmung erhalten, „so erkläre ich Euch im Namen des Eigenthümers von Erpingham, daß Ihr von heute an das Pachtgut verlassen müßt, widrigenfalls ich Euch durch Mark an die Luft setzen lasse. Habt Ihr's gehört? Und hier habt Ihr Eure Entlassung, vom Gutsherrn eigenhändig unterschrieben. Hütet Euch, meinem Befehl zuwider zu handeln."

„So mußte es kommen, ich sah es längst voraus!" sagte Jak, als er nach dem Schriftstücke griff. „Master Caxton, Ihr habt es wohlgemacht, die nächste Zukunft wird es zeigen."

Und mit diesen Worten stund Jak auf. Er nahm das Schriftstück in seine Seitentasche und wollte das Zimmer verlassen. Er trat hinaus. Da wollte sein Muth brechen. Diese Behandlung that ihm wehe im Herzen. Er dachte an Victorin und an Cecily. Und was werden wohl Biddi und Tom sagen? Ach, die alte Biddi hatte ja das gleiche Schicksal erduldet!

„Pächter Jak!" rief der Gerichtsschreiber, daß es in den Gängen des Schlosses Erpingham wiederhallte.

Jak sah sich um und erblickte den Gerichtsschreiber.

„Ihr mögt noch einmal kommen," rief der Gerichtsschreiber, „Master Caxton hat Euch noch Etwas zu sagen."

Der Schloßverwalter stand am Fenster und that, als ob er Jak's Eintritt nicht bemerkt hätte.

„Jetzt kann der arme Teufel laufen," sprach er laut vor sich hin, „er hat jetzt seinen Lohn erhalten. Die Armen der Grafschaft mögen sich jetzt an Master Caxton halten, und Sir Jefferson mag den Beutel führen. Was sind denn die irischen Priester? Sie sollen mit dem Volke so lange hungern, bis sie zur Besinnung kommen.

Morgen schon soll mit der Vertheilung des Pachthofes begonnen werden. Es soll ein anderes Leben in der Grafschaft entstehen. Wir thun ein Werk, das viele Menschen glücklich macht. So straft sich der Eigensinn selbst! Und das stolze Fräulein, Cecily, wie wird es das Näschen rümpfen, wenn es die Lage des unbeugsamen Vaters erfährt? Auch ihm geschieht kein Unrecht. Der Alte hätte es anders machen können. Aber der Eigensinn, er muß bestraft werden. Ich sehe mich schon als Herr vieler glücklicher Menschen!"

Master Caxton drehte sich um. Er erblickte den Pächter Jak. Da nahm er eine trotzige Haltung an, und griff nach einem dicken Buche, das auf dem Tische lag. Jak wußte, was das zu bedeuten hatte. Eine furchtbare Ahnung stieg in seinem Herzen auf.

„Ich bin verloren," dachte er, und fast wäre ihm der Muth aus der männlichen Brust gewichen.

„Jak," begann Master Caxton, „ich habe Euch noch eine wichtige Entdeckung zu machen. Sie mag Euch freuen, denn sie wird Euer Glück vollenden."

Und ein unbarmherziger Hohn lag in der Stimme des Schloßverwalters.

„Redet zu, Master Caxton!" sagte Jak gelassen.

„Pächter Jak," begann Master Caxton zu reden, „die Gutsherrschaft hat Euch vor zehn Jahren fünftausend Pfund geliehen; so hab' ich es in den Grundbüchern gefunden. Ihr werdet die Richtigkeit nicht bezweifeln. Ihr mußtet damals wesentliche Verbesserungen vornehmen. Das Wohnhaus mußte neu gebaut werden, man mußte bessere Feldwege anlegen; man mußte den Moorgrund theilweise entwässern — kurz, es mußten Veränderungen vorgenommen werden, die Ihr aus eigenen Mitteln nicht bezahlen konntet. Der Gutsherr mußte Euch einen Vor-

schuß machen, da Ihr Euer gutes Geld an die Armen der Grafschaft während einer sogenannten theuren Zeit verschwendet habt, wofür Euch Gott danken möge. Ihr habt laut vorgefundener Rechnung zweitausend Pfund heimbezahlt, es sind also noch dreitausend Pfund im Rückstande."

„Was sagt Ihr, was verlangt Ihr?" fuhr Jak betroffen auf, „ich schulde dem Gutsherrn noch dreitausend Pfund? Bei meiner Männerehre, das ist Betrug! Da ist eine gottvergessene Unredlichkeit im Spiele."

„Es ist so, wie ich sage," versetzte Master Caxton, „die Rolle des Unschuldigen könnt Ihr vergeblich spielen, Master Jak! Es ist Alles ordentlich in die Bücher eingetragen. Habt Ihr Quittungen?"

„Eine Quittung über die Bezahlung von zweitausend Pfund," gab Jak zur Antwort. „Eine weitere Summe habe ich an Euern Vorgänger bezahlt."

„An meinen Vorgänger?" fragte Master Caxton verwundert. „Ich finde Nichts in den Rechnungen."

Jak ward blaß im Gesichte. Es überkam ihn ein seltsamer Schauer.

„Ich bin verloren," sagte er still und ließ das Auge sinken.

„Ihr seid verloren," entgegnete Master Caxton lebhaft, „ich habe bereits Beschlag legen lassen auf alle Eure Habseligkeiten, und wenn Ihr nach Hause kommt, könnt Ihr, Jak Tyrell, als ein armer Mann von dannen ziehen. Alles, was Ihr besitzt, gehört dem Grundherrn, dem milden Herrn von Erpingham."

„Es kann nicht sein," rief Jak ermuthigt aus, „ich schulde nicht so viel — ich habe mehr bezahlt."

„Ihr hättet mehr bezahlt, wenn ich vorsichtiger gewesen wäre," warf Master Caxton ein, „erinnert Euch

an jenen Abend, an welchem Euer Sohn vom Markte in Dublin zurückkehrte. Damals hattet Ihr im Sinne, eine hübsche Summe abzutragen. Wozu habt Ihr sie benützt? Arme Menschen habt Ihr unterstützt — mittellose Kleinpächter, gegen welche das Gericht einschreiten sollte! Allzugroße Güte ist auch Verschwendung, und dieser Verschwendung fallt Ihr zum Opfer!"

„Laßt mich reden, Master Caxton!" bat Jak, „ich will Euch über eine schreckliche Thatsache aufklären. Es war vor ungefähr vier Jahren, als ich an Euern Vorgänger tausend Pfund bezahlte. Während wir mit der Abrechnung thätig waren, wurde er vom Schlagflusse gerührt. Den Empfang von tausend Pfund hatte er in's Schuldbuch eingetragen; aber eine Quittung konnte er mir nicht mehr geben; der gute Mann war in wenigen Augenblicken todt."

„Was wollt Ihr mit dieser rührenden Geschichte?" rief der Schloßverwalter aus, „sie geht mich Nichts an. Quittungen müssen Alles beweisen, im Schuldbuche finde ich Nichts."

„Gott im Himmel," sprach Jak gelassen, „Ihr sagt die Unwahrheit! Ihr habt nicht ernstlich geschaut. Wollt Ihr mich mit Absicht um mein Vermögen bringen? Wollt Ihr mich mit Gewalt zum armen Manne machen? Wollt Ihr mir mit kalter Berechnung noch den letzten Schilling rauben? Master Caxton, was habt Ihr vor? Ich schwöre tausend Eide, daß ich bezahlt habe. Ich kann es bei Gott und seinen Heiligen betheuern. Gott ist mein Zeuge. Seine Rache wird Euch schrecklich treffen, wenn Ihr einen alten Vater absichtlich in's Unglück bringt. Versetzt Euch in meine Lage! Bedenket das Unglück vieler Menschen, die durch mein Elend leiden!"

„Was soll das fromme Gewimmer, Jak?" fragte Master

Caxton kalt, „ich glaube, wir sollten uns trennen. Wir werden uns nimmer sehen. Wenn Ihr den Gutsherrn nicht bei Heller und Pfennig bezahlt, so werde ich Euch den Aufenthalt in der Grafschaft entleiden."

Und Master Caxton öffnete ein anstoßendes Zimmer und ging schnellen Schrittes weg.

„Wir werden uns wiederfinden dort Oben," rief ihm Jak mit bewegter Stimme nach. „Gott wird gerechter richten, als die Menschen."

Vater Jak entfernte sich. Seine Kniee zitterten. Sein Muth schien gebrochen — der Muth, der ihn sein ganzes Leben nie verlassen. Er kam an's Thor. Es war geschlossen. Mark kam und machte es auf. Vor dem Thore stand Victorin. Der alte Vater ergriff die Hand des Sohnes und blickte ihn liebreich an.

Wir sind unglücklich," sagte Jak mit zitternder Stimme, „wir sind von Haus und Hof vertrieben."

„Gott wird sorgen," antwortete Victorin, „es mußte so kommen."

Und Victorin führte den greisen Vater nach Hause.

Vierzehntes Kapitel.

Gott ist gerecht.

Master Caxton eilte nach dem Auftritte mit dem alten Jak in Sir Jefferson's Gemach. Sir Jefferson schien ihn erwartet zu haben. Er lächelte schalkhaft, als er seinen Freund hereintreten sah. Der Ausdruck in Master

Caxton's Gesicht ließ ihn unschwer entdecken, daß sein Plan zur Entwickelung gekommen. Deßhalb erfüllte eine boshafte Freude sein Herz, und er eilte dem Schloßverwalter entgegen und schloß ihn in seine Arme.

„Wie ist's gegangen, ist Alles am Ende?" fragte er mit lauter fröhlicher Stimme.

„Er ist nicht mehr Pächter und sein Eigenthum gehört uns," sagte Master Caxton. „Es scheint ihm wehe gethan zu haben."

„Ihr seid ein köstlicher Mann, Master Caxton!" rief Sir Jefferson voll Freude aus. „Ihr seid nicht mit schwerem Golde zu bezahlen."

Und Sir Jefferson schloß seinen Freund wieder in seine Arme und küßte ihn auf die Stirne.

„Laßt uns vertraulich plaudern," sagte Sir Jefferson, indem er dem Schloßverwalter einen Stuhl zurecht rückte. „Nehmt Platz!"

„Und es hat ihm recht wehe gethan," sprach Master Caxton mit Ruhe, „am Ende hätte mich bald ein leichtes Mitleid überkommen."

„Ei, schämt Euch, Master Caxton!" sagte Sir Jefferson. „Was kann Euch an dem Manne liegen? Seid Ihr denn nicht Schloßverwalter von Erpingham, und bin ich nicht Euer unterthäniger Freund und Diener?"

Was kümmert Ihr Euch um einen alten armen Pächter? Dem mag der Himmel helfen."

„Ihr seid hart, Sir Jefferson!" versetzte Master Caxton ruhig, „man sieht Euch in der That diese unbarmherzige Kälte nicht an."

„So muß man sein, wenn man Etwas ausführen will," entgegnete Sir Jefferson lächelnd. „Man kann es einmal nicht anders machen. Ihr versteht mich wohl. Wer vor einem großen Hindernisse zurückbebt, der wird

es zu Nichts bringen. Wir haben gesiegt. Es liegt an uns, diesen Sieg zu benützen."

„Aber Jak dauert mich doch in der Seele," sprach Master Caxton. „Er ist im Grunde doch eine biedere Haut. Es fragt sich, ob wir nicht unzeitig gehandelt haben."

„Seid mir ruhig mit solchen Scrupeln, Freund!" rief Sir Jefferson fast unwillig aus. „Um diesen Jak kümmere ich mich nicht; ist er arm, nun so mögen ihm Jene helfen, welche er bisher über seine Kräfte unterstützt hat. Seine Wohlthätigkeit ist wenig über Lüderlichkeit erhaben. Es ist ihm sein Recht geschehen. Ihr werdet sehen, seine Armuth wird gute Folgen haben."

„Mir ist angst und bange," erwiederte Master Caxton. „Die Vertreibung des alten Jak wird in der Grafschaft einen ungeheuren Eindruck machen."

„Fürchtet Ihr Euch, Master Caxton?" fragte Sir Jefferson mit höhnischem Tone, „was kann das uns angehen, was die Leute über den Untergang dieses Menschen faseln? Meinetwegen kann die ganze Grafschaft in Aufruhr kommen. Die englischen Kanonen werden die Ruhe schon herstellen. Das dürft Ihr mir glauben."

„Ihr wißt, daß in der Grafschaft eine gewaltige Aufregung herrscht, und daß man uns seit neuerer Zeit nicht mehr gerne sieht," fiel der Schloßverwalter ein, „es kann eine Geschichte abgeben. Wir müssen auf unserer Hut sein. Alt und Jung hängt an diesem greisen Mann. Er hat wie ein Vater an Allen gehandelt und ist zu keinem Vermögen gekommen. Er zieht arm vom Pachthofe weg. Euch darf ich es schon gestehen, mein Freund!

„Wir kennen uns," sagte Sir Jefferson milder werdend,

„wir müssen uns in Vieles schicken. Aber gesetzt, die Vertreibung des alten Jak könnte ernstlichere Folgen haben, was thun wir? Wie weit ist's bis zur nächsten englischen Station? Oder sollen wir im Nothfalle nach Dublin berichten?"

„Das wäre am gerathensten," versetzte Master Caxton.

„Aber dann machen wir Aufsehen, und wir sollten klugerweise alles Aufsehen vermeiden," meinte Sir Jefferson im Ernste.

„Als ob wir nicht alle Tage Aufsehen machten!" sagte Master Caxton scherzend und lächelte. „Unser Treiben hier ist ein fortgesetztes Lustspiel oder Trauerspiel, wie man will."

„Laßt ein solch' unmännliches Geschwätz," fiel Sir Jefferson unwillig ein, „der Ernst des Augenblickes erduldet keinen Scherz. Ich meine deßhalb, daß wir ernstlich mit uns zu Rathe gehen. Wenn wir nach Dublin berichten und unsere Feinde erfahren es, werden sie es nicht für eine unverzeihliche Schwäche auslegen und darüber jubeln? Werden sie nicht diesen Mißgriff benützen? Gebt mir Antwort!"

„Es schwindelt mir, Sir Jefferson," sagte der Schloßverwalter, „Ihr werdet sehen, es giebt schlimme Folgen."

„Ach, geht mir weg mit Euren Sorgen!" rief Sir Jefferson unwillig aus. „Seid Ihr ein Mann! Seid Ihr ein Engländer! Seit wann fürchtet sich ein Engländer vor dem irischen Gesindel?"

„Solch' harte Sprache schickt sich schlecht für Euch, Sir Jefferson," sagte Master Caxton. „Aus Eurem Munde sollten Worte der Liebe für Irland kommen."

„Schelm!" versetzte Sir Jefferson bedeutsam. „Ich verstehe diese Sprache!"

„Laßt uns einen Gang durch's Gefilde machen!" sagte

Master Caxton, „die liebe Frühlingssonne soll mir den Aerger wegbrennen, den ich diesen Morgen schon eingenommen."

„Gehen wir," bemerkte Sir Jefferson kurz und griff nach Stock und Hut. „Wer weiß, ob uns noch ein solch' schöner Frühlingstag lächelt. Wer ist sicher vor dem Tode?"

Die Freunde waren kaum einige Schritte gegangen, als Master Caxton stehen blieb. Er schaute hinab in's Thal und erblickte den Pachthof, im Sonnenschein liegend. Es war ein schöner Anblick. Sir Jefferson betrachtete aufmerksam seinen Genossen und musterte jeden seiner Züge. Master Caxton gefiel ihm nicht recht. Er erkannte wohl, daß der Auftritt zwischen ihm und dem Pächter einen tiefen Eindruck in seinem Gemüthe zurückgelassen hatte.

„Ach, der schöne Frühlingstag!" rief Master Caxton aus, und zwang sich zu lächeln. „Wie wohl thut diese Luft meiner gepreßten Brust! Wenn man Tage lang in dumpfen Zimmern eingesperrt sein muß, wie wohl thut dann nur eine Stunde, in der man sich im Kühlen oder Grünen erfreuen kann! Ich habe mich wahrlich darnach gesehnt, heute einmal wieder aus dem Hause zu kommen. Haltet Ihr nicht auch zu dieser Lebensanschauung? Sprecht, mein Freund?"

„Wohl, wohl!" entgegnete Sir Jefferson, „aber das wolltet Ihr nicht sagen; das sehe ich Euch an. Euch müssen sonderbare Gedanken quälen, daß Ihr so nachdenklich aussehet. Redet, mein Freund! Wir dürfen keine Geheimnisse haben."

„Kommt wir wollen uns dort in den Schatten setzen," gab Master Caxton zur Antwort. „Das Gebüsch wird uns vor den Strahlen der Sonne schützen, und unter einem grünen Laubdache spricht es sich auch leichter."

Die würdigen Freunde setzten sich in das Gebüsch, welches kühlen Schatten gewährte. Es war eine Moosbank angebracht, auf welcher es sich recht angehnem ruhen ließ. Eine Grasmücke sang in der Nähe ihr heiteres Lied, und die Vögel antworteten im Walde.

„Es gehen sonderbare Dinge in der Grafschaft vor," begann Master Caxton nicht ohne Beklemmung. „Es muß Vieles geschehen, wenn wir glücklich an's Ziel gelangen sollen. Noch haben wir nicht vollständig gesiegt, das sehe ich seit gestern Morgen klar und deutlich ein."

„Und warum seid Ihr so spät erst zur Einsicht gekommen?" fragte Sir Jefferson geschwind, „so solltet Ihr also noch Nichts recht gelernt haben?"

„Sir Jefferson!" sagte Master Caxton, „ich verzeihe Euch Euren unüberlegten Scherz. Und höret weiter! Ihr wißt, daß sich in verschiedenen Grafschaften die Unzufriedenen zusammenthun und den Namen Bandmänner angenommen haben. Es sind wilde Leute von schrecklicher Verwegenheit. Sie scheuen nicht den Tod und fürchten keine Strafe. Allnächtlich versammeln sie sich in abgelegenen Theilen der Insel, wo es die Polizei nicht vermuthet. Und wehe einem Diener des Gerichtes, wenn er sich nahet; er würde unfehlbar sterben. Diese Bandmänner wollen Irland's Freiheit mit Gewalt erringen. Sie pflegen ihre eigene Gerechtigkeit und haben ihre bestimmten Gesetze und Befehle, nach welchen sich Jeder pünktlich richtet. Viele angesehene Engländer halten die Bildung der Bandmänner für eine Frucht der Freiheitsbestrebungen, welche der unermüdliche Vertheidiger Irland's, O'Conell, im Lande hervorgerufen hat. Was haltet Ihr davon, daß sich die Rotte der Bandmänner selbst in unsere Grafschaft eingeschlichen hat und hier ihr Wesen treibt?"

„Ihr fabelt wohl?" fragte Sir Jefferson, indem er aufmerksam ward auf seinen Freund. „Ich kann es kaum glauben. Wie sollte es doch auch möglich sein? Ihr thut doch so viel für das arme Volk und greift nur im Nothfalle zu strengen Maßregeln."

„Es ist so, wie ich sage," sprach Master Caxton. „Die Entstehung der Bandmänner ist eine Thatsache, welche man nicht läugnen kann. Gestern Abend erhielt ich die bestimmte Anzeige von dem Dasein einer Rotte in der Grafschaft, und wer sollte es glauben? Auch Victorin Tyrell soll sich ihnen angeschlossen haben."

„Dann ist sein Untergang gewiß," rief Sir Jefferson aus.

„Nur nicht hitzig," sprach Master Caxton, „selbst die Wände haben Ohren, und das Laubwerk des Waldes könnte uns verrathen. Seien wir auf der Hut! Diese Rotte hält ihre regelmäßigen Versammlungen. Vorgestern Nacht sollen die Bandmänner der Grafschaft in Alt-Erpingham — Ihr kennt doch die Ruinen dieses Felsennestes? — gesessen sein und Berathungen gepflogen haben. Mark ging spät nach Hause, und er will mehrere Bandmänner im Schein einer Fackel erkannt haben. Er will einen Eid schwören, Victorin dabei gesehen zu haben."

„Das wird sich untersuchen lassen," fiel Sir Jefferson lebhaft ein. „Man wird die Schurken erwischen können. Das ist meine entschiedene Meinung."

„Sie verrathen sich nicht," antwortete Master Caxton, „wenn Einer plaudert, so ist er unfehlbar des Todes."

„Und Ihr fürchtet diese Bandmänner?" fragte Sir Jefferson lebhaft, „Ihr wollt Nichts gegen sie unternehmen?"

„Ich bin versucht, ein milderes Regiment gegen die Bewohner der Grafschaft fürderhin einzuhalten," gab

Master Caxton zur Antwort, „ich habe Eurem Willen schon manches Opfer geliefert, und da Ihr Vater Jak vernichtet habt, könnt Ihr wohl auch zur Milde rathen."

„Sonderbarer Mensch!" rief Sir Jefferson aus, „dann bleibt mein Kirchlein leer, und unnöthig wäre es gewesen, den Pachthof zu zerstückeln."

Sir Jefferson stand unwillig auf. Er schaute mit sichtbarer Geringschätzung auf Master Caxton herab, der ihm heute zum ersten Male verächtlich vorkam. Die Züge seines Gesichtes verfinsterten sich. Er wandte sich weg und wollte gehen.

„Noch einen Augenblick!" bat er seinen Begleiter, „es ist so angenehm. Kommt her, Freund!"

„Ich will nicht, denn Ihr seid ein Feigling, Master Caxton!" versetzte Sir Jefferson gereizt. „Wollet Ihr mir Besserung geloben?"

„Ihr seid ungerecht," sprach Master Caxton! „bin ich denn nicht Euer Freund? Kann man denn das Volk gänzlich vernichten? Milde muß sich mit der Strenge paaren, wenn wir Etwas bezwecken wollen."

„Aber keine Milde, keine Schonung zur Unzeit!" gab Sir Jefferson ganz bestimmt zur Antwort.

Sir Jefferson machte keine Miene, der Bitte des Schloßverwalters zu willfahren. Er blieb unbeweglich stehen.

„So kommt doch!" bat Master Caxton noch einmal, „was steht Ihr hier wie eine Bildsäule?"

„Ich versichere Euch, ich thue Euch nicht Einen Gefallen, wenn Ihr mir aus den Händen geht," sagte Sir Jefferson kalt, „und ich will es Euch beweisen."

Sir Jefferson wollte gehen; aber Master Caxton lief ihm nach und führte ihn freundlich am Arm auf die Moosbank.

„Ich habe Euch eine Neuigkeit zu sagen," fuhr der

Schloßverwalter fort, „sie wird Euch ohne Zweifel gefallen. Der Gutsherr wird im nächsten Monate kommen."

„Der Herr von Erpingham?" fragte Sir Jefferson schnell. „Da wird es doch Feste und Gelage geben?"

„Sonder Zweifel!" antwortete Master Caxton, „ich habe bereits Aufträge erhalten. Der Herr von Erpingham muß würdig empfangen werden. Man muß Alles aufbieten, um — — —"

Da fiel ein Schuß aus einer Doppelflinte. Master Caxton lag in seinem Blute auf dem Boden und wälzte sich auf der Erde. Ein zweiter Schuß fiel, er hatte dem englischen Sendboten gegolten. — Der Schuß fehlte. Sir Jefferson war einer Ohnmacht nahe. Seine Füsse konnten ihn kaum mehr tragen. Blaß und bleich war sein Angesicht. Seine Muskeln zitterten. Er verkroch sich in das Gebüsch. Als er sich erholt hatte, floh er eilig dem Schlosse zu und ließ Master Caxton in seinem Blute liegen.

„Ein Mord! ein Mord!" rief er aus, als er beim Schloße angekommen war. „Wo ist Mark?"

Das Geschrei Sir Jefferson's erfüllte das Schloß. Alles eilte in den Schloßhof. Bleich und verstört sah Sir Jefferson aus. Sein Blick war unstät und verworren.

„Was ist geschehen?" fragte der Gerichtsschreiber.

„Wo liegt der Todte?" rief ein Anderer.

„Wer ist erschossen worden?" schrie ein Dritter.

„Wo ist die Polizei?" brüllte ein Vierter.

Das war ein Schreien und Lärmen, und Niemand wußte, wer denn ermordet worden.

„Wo ist Mark?" schrie Sir Jefferson mit lauter Stimme.

„Er pfändet in Tyrell's Hause," erhielt er zur Antwort.

„Holt ihn her!“ befahl Sir Jefferson.

„Wozu?“ schrie der Gerichtsschreiber.

„Wo ist der Schloßverwalter?“ fragte ein Anderer.

„Er ist es ja, der ermordet worden,“ sagte Sir Jefferson mit zitternder Stimme.

„Gott und alle Heiligen!“ seufzten Alle. „Der Schloßverwalter ist ermordet!“

„Wo liegt er?“ fragte der Gerichtsschreiber.

„Folgt mir!“ rief Sir Jefferson. „Drunten auf der Moosbank liegt er. O Gott!“

Und Alle eilten dem Orte des Frevels zu, Sir Jefferson voran, die Andern folgten. Vier Männer kamen mit einer Tragbare nach.

Master Caxton bewegte kaum die Augen, als er ein Geräusch um sich vernahm. Seine Sinne waren bereits verwirrt. Sein Athem ging langsam, und sein Puls fing an zu stocken. Das Blut, das aus der Wunde floß, röthete die Erde. Er war zum Tode verwundet. Sein Gesicht war blaß wie eine Leiche. Er lag im Tode.

„Jak Tyrell!“ sagte er, während sein Röcheln Alle mit Schauer erfüllte, „vergieb mir! Cecily, ich wollte den Eigensinn des Vaters rächen — aber ich war deiner nicht würdig! Victorin vergieb auch mir!“

Er legte sich auf die Seite. Es konnte nicht mehr lange mit ihm dauern. Er zog seine Hände krampfhaft zusammen. Seine Augen glänzten wie Glas. Alle hatte ein tiefes Entsetzen ergriffen. Sir Jefferson wollte beten, allein es gelang ihm nicht. Er rang die Hände und verfluchte den Verbrecher.

„O Gott, ich habe viel gesündigt,“ sprach Master Caxton mit dem Tode ringend, indem er alle seine Kräfte sammelte, „vergieb mir! O wie thöricht ist der Mensch! Ich glaubte zu siegen, und nun bin ich im Tode. Lebt

wohl, lieber Jefferson — ich war Euch — — — Jak, Victorin — — —!"

Die Stimme versagte dem Sterbenden. Master Caxton war eine Leiche.

Er wurde auf die Tragbahre gelegt und nach dem Schlosse gebracht. Da herrschte die größte Verwirrung. Viele weinten, Andere fluchten. Als aber der Gerichtsschreiber auf der Amtsstube ankam, fand er alle Kassen geöffnet und geplündert.

„Es war ein feiner Plan!" rief er in seiner Verzweiflung aus.

Jefferson aber besorgte eine Todtenwache, und verließ mehrere Wochen Schloß Erpingham nicht wieder.

Fünfzehntes Kapitel.

Victorin im Gefängniß.

Die Nachricht von der Ermordung des Schloßverwalters und der Plünderung des Schlosses hatte in der ganzen Grafschaft und weit über die Grenzen der Grafschaft hinaus ungeheures Aufsehen erregt. Alle öffentlichen Blätter waren voll von dieser schrecklichen Kunde. Am hellen Tage! — hieß es; unerhört ist in Irland eine solche freche Frevelthat. Man kann sich denken, daß die Gerichte sich alle Mühe gaben, den Verbrecher ausfindig zu machen. Allein mit Sicherheit konnte man dessen Spur nicht entdecken. Sollten es die Bandmänner gethan haben, die schon lange mit geheimem Groll gegen

den Verwalter erfüllt waren? Wer sollte eine so furchtbare Rache an ihm genommen haben? War es Victorin Tyrell in Folge der Ausweisung seines Vaters vom Pachthofe? Unerhört! — denn die Tyrell's waren gute Menschen. War es Tom, der Vertraute des Victorin? Es war kaum anzunehmen; denn Tom war der beste Mensch von der Welt und fürchtete das Blut. So wurde also hin und her gerathen, bald dieser, bald jener schlechtweg als der Mörder des Schloßverwalters bezeichnet.

Der traurige Vorfall mit dem Schloßverwalter zog mannigfache Folgen nach sich. Es wurde Militär von Dublin verschrieben und bei den armen Leuten einquartirt. Daß dadurch die Noth in manchen Familien stieg, das läßt sich leicht denken. Was da war an Vorrath, das ward aufgezehrt; Viele mußten den letzten Pfennig opfern. Das waren harte Zeiten. Eine starke Mannschaft ward namentlich um das Schloß Erpingham einquartirt. Die Polizei ward verstärkt, und der neue Amtmann, Steffenson genannt, bot Alles auf, um Ordnung und Sicherheit herzustellen. Sir Jefferson saß ihm stets auf der Ferse, um ähnliche Maßnahmen von ihm zu erzwingen, wie von seinem allzu nachgiebigen Vormanne.

So waren schon einige Wochen verflossen. Die Aufregung in der Grafschaft hatte sich gelegt. Man glaubte an die Sicherheit so vollkommen, daß man schon mit dem Gedanken umging, das Militär nach der Hauptstadt zurückzuschicken, und Jefferson wagte es wieder, das Schloß Erpingham zu verlassen. Oft machte er in Begleitung Mark's kleine Ausflüge, ohne sich indessen zu weit zu entfernen, und hielt salbungsvolle Vorträge. Da kamen sie auch einmal — es waren gerade fünf Wochen seit der Ermordung Master Caxton's verflossen — an den Ort, wo die schreckliche Frevelthat begangen worden

war. Sie setzten sich nieder auf die Moosbank. Sir Jefferson war traurig und niedergeschlagen, und schien für seinen todten Freund zu beten, wenigstens senkte er seine Augen, und hielt seine Hände gefaltet und blickte trübselig vor sich hin. Mark aber grub mit einem Stocke verschiedene Figuren in die Erde, welche zum Theil noch geröthet war, denn er hatte Langeweile. Doch bald wurde es ihm unbehaglich in der Nähe des Seelenhirten, und er wollte ihn auch nicht in seiner frommen Sammlung stören. Er machte deßhalb einen Gang in das nahe Buschwerk. Er mochte wohl eine Viertelstunde ausgeblieben sein, als er eilig auf Sir Jefferson zukam, und ihm ein weises Taschentuch entgegenhielt, an welchem, wer sollte es glauben! — Blutspuren zu sehen waren. In der einen Ecke des Taschentuches standen die Worte: Victorin Tyrell. Man kann sich denken, wie groß sein Erstaunen war.

„Da seht, Sir Jefferson!" rief er aus, und bekreuzte sich nach der Sitte der frommen Irländer, worüber sein ernster Gefährte beinahe böse geworden wäre.

„Ein Taschentuch! — und Blutspuren!" stöhnte Sir Jefferson, während er trocken hustete.

„Und der Name: Victorin Tyrell!" sagte Mark mit ernster Stimme und sah auf Sir Jefferson.

„In der That sehr seltsam!" stotterte Sir Jefferson und schien ernstlich nachzudenken.

„Sehr seltsam!" ergänzte Mark, und sein Angesicht ward bleich. „Was soll das bedeuten?"

„Himmel, mir geht ein Licht auf!" rief Sir Jefferson aus, und seine Augen rollten in dem Kopf umher, daß Einem bange werden konnte.

„Mir auch," wiederholte Mark ernsthafter, denn jemals.

„Sollte dieser Victorin Tyrell der Mörder des Schloßverwalters sein?" sprach Sir Jefferson und blickte auf Mark.

„Wäre es möglich?" rief Mark aus, den Kopf ungläubig schüttelnd.

„Fürwahr, das ist eine That der Rache!" sprach Sir Jefferson, „geschwind zum neuen Amtmann. Er soll die Sache untersuchen. Der Mörder und Bösewicht soll seine That mit dem Galgen büssen."

Der Schloßverwalter Steffenson untersuchte die Sache mit aller Genauigkeit, die einem Richter wohl ansteht und fand den Umstand der Erwägung werth. Das Taschentuch gehörte dem Sohne des Pächters, das war nicht zu läugnen. Master Steffenson, ein Mann von ruhiger Besinnung, von aller Uebereilung frei, fand Grund genug, gegen Victorin Tyrell einzuschreiten; allein er wußte, in welchem Ansehen diese Familie in der Grafschaft stand, und deßhalb ging er mit sich wohl zu Rathe, wie er gegen Victorin wohl am besten einschreiten könnte. Er that es ungern, schon aus Rücksicht auf Vater Jak, welchen er als einen ehrlichen braven Mann kennen gelernt hatte. Er beschloß daher, zwei Constabler nach der Wohnung der Tyrell zu senden, und Victorin einstweilen festsetzen zu lassen. Das schien ihm das gerathenste Mittel zu sein.

Vater Jak hatte sich in dem benachbarten Dorfe mit seinen Kindern, mit Tom und Mutter Biddi niedergelassen, denn diese ehrlichen Leute wollten auch im Unglück bei einander bleiben. Als die Constabler erschienen, war Vater Jak gerade in der Kirche. Sie drangen mit aller Schonung in das Stübchen ein, wo Victorin mit Cecily, Tom und Biddi eben beim einfachen Frühstücke saßen. Alle staunten, als sie die bewaffneten Männer in das Stübchen eintreten sahen.

„Gelobt sei Jesus Christus!" sagten die Constabler, denn es waren gute Irländer.

„In Ewigkeit!" erhielten sie zur Antwort.

„Wer von euch Jungen ist Victorin Tyrell?" fragten die Soldaten.

„Ich bin es," sagte Victorin bestimmt und erhob sich am Tische.

„Lieber junger Mann!" sprach ein Constabler, „es thut uns leid, daß wir in diesem Anzuge Euch einen Besuch machen müssen, aber unsere Pflicht gebietet es uns."

„Victorin Tyrell, im Namen des Gesetzes, Ihr seid verhaftet," sagte der andere Constabler, „Ihr müßt uns folgen."

„Gott, was ist das?" rief Cecily heftig schluchzend aus, „Ihr wollt uns den Bruder nehmen?"

„Heilige Jungfrau, beschütze uns!" betete Mutter Biddi und begann ebenfalls zu weinen.

„Edler Jugendfreund!" schrie Tom voll Schmerzen aus, „was hast du verschuldet, daß dir also geschieht?"

„Nichts, Freund!" sprach Victorin gefaßt, „Gottes Wege sind wunderbar. Ich weiß mich keines Verbrechens schuldig."

„Bruder, lieber Bruder!" rief Cecily unter Weinen und Schluchzen, „du mußt uns verlassen? Gott, diese Nachricht bringt unsern alten Vater mit Schmerzen unter die Erde!"

„Seid ruhig, ich bitte euch," flehte Victorin treuherzig, „es ist Nichts — in wenigen Stunden werde ich wieder bei euch sein."

„Wir wollen es hoffen," gaben Alle zur Antwort.

„Leb' wohl, Cecily!" sagte Victorin, und eine Thräne fiel auf Cecily's Wangen, „ich werde bald wieder kom-

men. Tröste den Vater! Er soll nicht trauern und klagen. Er soll sich fassen und ein Mann bleiben, selten kommt ein Unglück allein."

„Gott behüte dich Tom," sprach er, und schloß den Jüngling in seine Arme.

„Die heilige Jungfrau beschütze dich, Biddi!" sagte Victorin, „betet für mich!"

„Ich will beten, Victorin," erwiederte das wackere Weib, „deine Verhaftung ist deine Verherrlichung. Du bist unschuldig — deine Freilassung ist dein größter Triumph. Weine nicht! Gott erhalte dich, lieber Victorin!"

„Lebt Alle wohl!" sprach Victorin, und verließ mit den Soldaten das einfache Stübchen.

Cecily aber warf sich neben Tom auf die Kniee vor dem Bild der gebenedeiten Mutter und weinte Thränen des aufrichtigsten Kummers. Der Schmerz preßte ihr die tiefsten Seufzer aus, und ihr sonst so blühend schönes Angesicht ward blaß und thränennaß. Sie hatte die Hände gefaltet, und ein freudiger Hoffnungsstrahl erfüllte ihre Seele.

„Victorin ist unschuldig," sprach sie nochmals, aber Tom konnte dem vortrefflichen Mädchen keine Antwort geben.

Er hatte seine Hände vor das Gesicht gehalten, und lange geweint. Eine Zähre hatte die andere geschlagen. Sein Schmerz war groß und sein Kummer unermeßlich. Er betete in der Stille seines Herzens, und manch' glühend frommer Wunsch stieg zum Himmel empor.

Noch lagen Cecily und Tom auf dem Boden und trauerten tief um den verlornen Bruder und Freund. Da trat Mutter Biddi herzu und berührte sie leise mit der Hand.

„Kinder," sprach sie gerührt, aber mit einer herzgewinnender Stimme, „steht auf! Was trauert ihr? Victorin ist unschuldig. Böse Menschen haben ihn angeschwärzt. Seine Unschuld wird und muß an den Tag kommen. Deßhalb seid nicht traurig."

Diese Worte besänftigten die Weinenden, und sie erhoben sich vom Boden.

„Schwester Cecily!" sprach Tom mit Herzlichkeit, „wir wollen ruhig sein, Biddi will es haben. Wir betrüben sonst die gute Biddi, und das Unglück wäre nicht gehoben."

„Ja, lieber Tom!" gab Cecily zur Antwort, „du hast recht, wir wollen uns fassen. Gott und die gebenedeite Jungfrau werden uns helfen."

In dem Dorfe war Alles in der größten Aufregung. Alt und Jung lief zusammen, und fragend drängten sich die Leute umher. Victorin's Verhaftung hatte einen erschütternden Eindruck gemacht. Der weite Platz in der Mitte des Dorfes war von Neugierigen belagert.

„Victorin soll den Master Caxton ermordet haben," sagten Einige. „Ein Mann hat es gesagt, der eben von Erpingham gekommen."

„Es soll wahr sein," riefen Andere, „es sind Constabler im Hause, die ihn verhaften."

„Schrecklich, unerhört!" erwiederten Viele. „Das hat Victorin nicht gethan."

„Und wenn es Alles sagt, so glaube ich's nicht," rief ein stämmiger Junge. „Victorin ist brav. Hat er den Armen nicht immer viel Gutes gethan, wie Cecily, die Gott segnen möge?"

„Aber man hat sein blutiges Taschentuch auf der Mordstätte gefunden, und es war in Blut getaucht," gab Jemand zur Antwort.

„Wer hat es gesagt?“ riefen Viele.

„Mark hat es gesagt,“ schrie Einer aus dem Volkshaufen, „er ist vor einer Stunde hier durchgegangen, um im Kirchspiel zu pfänden.“

„Mark, der elende Mark!“ sagten Alle, „was kann denn Mark sagen? Pfui, wer sagt dem Mark Etwas nach?“

„Dem Lügenbeutel?“ riefen Einige.

„Aber es ist doch schade um den Victorin,“ meinte Einer.

„Was soll ihm geschehen? Er ist so unschuldig als ich,“ ertönte es aus dem Volkshaufen.

Während das Volk sich in tausenderlei Vermuthungen und Gegenreden erging, ward Victorin von den Constablern durch die Strasse geführt. Er war niedergeschlagen, jedoch schien er die Fassung nicht verloren zu haben. Als Victorin dem Volkshaufen sich nahte, wurden Alle ruhig, und Niemand getraute sich mehr zu reden.

„Seht, da bringen sie ihn!“ lispelte man.

„O schade um den Jüngling!“ sagten Viele leise vor sich hin.

Als Victorin an dem Volke vorüberging, da flossen viele Thränen. Die Constabler selbst waren gerührt. Sie selbst hatten die Ueberzeugung, daß Victorin unschuldig sein müsse, denn sie schlossen es aus seinem ehrlichen offenen Gesicht.

„Hoch, Victorin!“ schrieen aber die Jünglinge, als die Constabler vorüber waren.

„Hoch, hoch!“ fiel der Volkshaufe ein.

„Wackerer Bursche!“ sagte ein Constabler vor sich hin.

„Der Teufel auch,“ sprach der andere, „halte deinen Mund, Kamerad!“

„Ich bin ein aufrichtiger Irländer, und bin aus der Grafschaft, ich muß Victorin besser kennen," entgegnete der andere Constabler, „die Tyrells sind brave Leute."

Aber der größte Schmerz wurde dem armen Victorin noch zu Theil, als er bereits am Ende des Dorfes angekommen war. Dort auf einem niedrigen Hügel stand die Kirche, von dem hellen Sonnenlichte erleuchtet. Es war ein lieblicher Anblick, wenn an Sonntagen die fröhlichen Dorfbewohner den stillen ruhigen Pfad hinaufzogen, um dem höchsten Herrn der Welt zu dienen, und ihm Lob und Dank zu sagen. Das Kirchlein sah von der Strasse aus gesehen recht malerisch aus, und Victorin hätte gewiß zu einer andern Zeit an dem niedlichen Orte nicht ohne Gruß vorüber gehen können. Aber heute ließ er seine Augen sinken. Eine fürchterliche Angst überkam ihn.

„Wenn er kommt, wenn er dich sieht!" sprach es in seinem Herzen, „er kann diesen Anblick nicht ertragen."

Victorin's Vater, der alte ehrwürdige Jak, war eben in der Kirche und hörte die Messe, was er keinen Tag versäumte, seit er in dem Dörflein war, denn der stille Gottesdienst that seiner Seele wohl und er fühlte sich in der Nähe seines Heilandes ungewöhnlich erquickt und gehoben.

Victorin befand sich mit den Soldaten bei dem Fußpfade, welcher zu der Höhe des Kirchleins führte. Er blickte nach der Anhöhe, um dem heiligen Sakrament und der gebenedeiten Mutter einen frommen Gruß darzubringen. Da kam der Vater eben zum Kirchlein heraus. Er lehnte sich auf einen Stuhl. Sein Haupt war gebeugt, und ein lichter Kranz von hellen Silberhaaren wand sich spärlich um seine Schläfe. Er erblickte Victorin bei den Constablern, und ein furchtbarer

Gedanke — zu unerhört für einen braven Vater! — erschütterte sein Herz. Victorin hatte den Vater gesehen.

„Victorin!" rief der Vater mit schwacher Stimme.

Victorin hatte die Stimme des Vaters gehört, allein er vergrub sein Gesicht mit seinen Händen. Er wollte den Schmerz des Vaters nicht ansehen.

„Victorin!" rief der alte Jak noch einmal mit einer Stimme, daß sich die Steine hätten erbarmen mögen, „kennst du deinen Vater nicht mehr."

„O Vater!" seufzte Victorin und blickte flehend auf die Soldaten.

„Soldaten!" sagte er, „ihr seid Irländer, ihr seid Söhne, aus irländischem Blute entsprossen. Ihr wißt vielleicht auch, was ein Vaterherz fühlt, wenn ein Sohn in den Kerker wandert. Laßt mich Abschied nehmen! Die heilige Jungfrau soll's euch eingedenk sein."

Die Soldaten schauten sich an.

„Unsere Pflicht!" sagte der Eine stotternd, denn der Anblick des alten gebrechlichen Vaters rührte ihn.

„Was zum Teufel, Pflicht!" versetzte der Andere, „wir wollen ihn Abschied nehmen lassen. Der Schloßvogt wird's nicht gerade erfahren."

„Also macht, Junge!" erwiederte der Erste und zerdrückte eine Thräne, während eine andere auf seinen Schnurrbart herabtröpfelte.

Vater und Sohn lagen sich nach wenigen Augenblicken in den Armen.

Es war ein herzzerreißender Anblick, den alten Vater wie ein Kind schluchzen zu sehen. Victorin war gefaßter. Er wand sich vom Vater los und begann zu reden.

„Vater," sagte er mit fester Stimme, „man heißt mich Master Caxton's Mörder — ich soll Erpingham um seinen Schirmvogt gebracht haben."

„Was?“ rief Vater Jak aus, „Mörder? Räuber? Man sagt das? Victorin ist so schuldlos als ein Kind. O Victorin, das ist eine bittere Heimsuchung Gottes.“

Die Leute, welche aus der Kirche kamen, standen gerührt bei dem alten Jak. Viele weinten mit ihm. Dem greisen Priester ging sehr zu Herzen, was er von den Umstehenden hören mußte.

„Es ist nicht wahr,“ sprach er laut, „es kann nicht sein!“

Als Victorin den greisen Priester sah, kniete er nieder und faltete die Hände. Er war ja sein geistlicher Vater von jeher gewesen.

„Hochwürdiger Vater!“ bat er, „segnet mich!“

Und der fromme Priester streckte seine Hände aus, um ihn zu segnen.

„Gott segne dich, lieber Sohn!“ sprach er, „und die heilige Jungfrau beschütze dich!“

Victorin erhob sich, und schloß den bestürzten Vater noch einmal in seine Arme.

„Leb' wohl, theurer Vater!“ sagte er, „auf Wiedersehen!“

Er küßte den Vater; aber Jak antwortete nicht. Er war so erschüttert, daß er von den Umstehenden nach Hause geführt werden mußte.

Nach einer Stunde befand sich Victorin im Gefängniß.

Sechzehntes Kapitel.

Trost im Leiden.

Wir finden den alten Jak in einem einfachen Stübchen in einem Hause des benachbarten Dorfes. Eine enge unscheinbare Treppe führt hinauf in das ärmliche Gemach; aber die Treppe ist gescheuert und man erkennt schon aus der Reinlichkeit Cecily's geschäftiges umsichtiges Walten. Das Stübchen ist zwar nicht mit Teppichen belegt und die Wände sind bloß übertüncht, aber Alles ist blank gerieben, von Staub und Unrath ist nirgends eine Spur zu finden. In der Mitte des Stübchens steht ein einfacher Tisch aus Ahornholz, und darüber liegt ein Wachstuch ausgebreitet. Der Kaminschirm ist grau angestrichen. An der Wand hängen die Porträts einzelner Männer, welche sich um Irland verdient gemacht haben, wie O'Conell, Erzbischof M'Hale. Eine polirte Commode steht in einer Ecke und über derselben das Bildniß der seligsten Jungfrau, dem Bildniß des Heilandes gegenüber. Nun denke man sich noch einen Glasschrank mit Tassen und Flaschen, Gläsern und einigen Büchern angefüllt und das Bild von Jak's Wohnstübchen ist vollständig.

Jak saß in einem gepolsterten Lehnsessel, den er noch vom Pachthofe her besaß. Er las in einem Buche. Seine Wangen waren eingefallen. Sein Auge hatte den Glanz verloren. Der Inhalt des Buches mußte ihn sehr ansprechen und mußte Bezug auf sein Unglück haben, denn eine stille Thräne glänzte in seinem Auge, und er fuhr mit der Hand nach der Thränenperle, um

sie zu zerdrücken, damit Cecily seinen Kummer nicht merke. Da trat Cecily in's Stübchen. Das Mädchen sah die Thränen in dem Auge des Vaters wie eine kostbare Perle glänzen. Cecily sprang auf den Vater zu, schloß ihn fest in ihre Arme und küßte die Thräne weg. „Sei nicht traurig, lieber Vater!" sagte Cecily liebreich, „sei wie der fromme Job, der Gott für seine Leiden dankte."

Da brach dem alten Vater das Herz und ein mächtiger Thränenstrom lief über seine Wangen, eine Zähre schlug die andere, und der Greis verhüllte sein Angesicht.

„Ich kenne dich nicht mehr, mein Vater!" sprach Cecily voll Theilnahme. „Wo ist dein Muth? Wo ist deine Kraft? Wo sind die kühnen Gedanken, welche ehemals dein Herz erfüllten? Wo sind die himmlischen Erinnerungen, die deine Seele aufrichten sollten?"

„O Kind," versetzte Jak gelassen, „wie trösten mich deine Worte! Was wäre ich ohne dich! Du bist mein Leben, mein Alles."

„Das höre ich gerne," fiel Cecily tröstend ein," ergeben wir uns in unser Schicksal. Gott hat es so gefügt. Wir wollen uns dem Unglück und seinem Schmerze nicht überantworten. Das wäre Sünde. Gott müßte uns noch mit schweren Heimsuchungen bestrafen. Deßhalb tröste dich, mein Vater, und dein Herz werde wieder heiter!"

Jak fühlte sich durch Cecily's innige Worte sehr gehoben. Er lächelte freundlich zu seinem Mädchen hinauf. Cecily nahm das theure Vaterhaupt in ihre Hände und küßte es mit Herzlichkeit.

„So, lieber Vater! so ist's recht," sagte Cecily wieder, „ein Weiser läßt sich niemals die Heiterkeit des Lebens rauben. Du beklagst deinen Sohn und bist untröstlich,

daß du ihn schon Monate lang vermissen mußt. Gott wird dir Victorin wieder schenken. Und hast du an Tom nicht einen zweiten Sohn, eben so lieb und so fromm wie Victorin? Wem verdankst du dein Leben? Arbeitet er nicht vom frühen Morgen bis zum späten Abend fort, um uns mit Brod zu versehen? Und bin ich nicht seine Schwester? Und ist Biddi nicht deine und meine Mutter? Wie fleißig ist Biddi, ach, die alte Biddi! Sie ist es um deinetwillen. Du darfst also ruhig sein — — — und wenn auch diese Arme nimmer für dich arbeiten würden, hast du nicht Cecily, dein Mädchen?"

Man klopfte an der Thüre.

„Es kommt Jemand," sagte Cecily schnell. „Vater! wer mag das sein?"

Die Thüre ging auf und ein großer Mann von etwa dreißig Jahren trat herein in das Stübchen. Er trug lange Haare und einen modisch zugeschnittenen Bart. Sein Ueberrock war vom feinsten Zuschnitte und vom besten Stoffe. Er hatte ein schönes liebreiches Gesicht. Man sah es ihm an, daß er eine gelehrte Bildung erhalten haben müsse, und daß er neben der geistigen Bildung Selbstbeherrschung, Klugheit nnd Characterfestigkeit besitze. Jak staunte und Cecily machte große Augen. Ein Besuch — wie es schien, ein vornehmer Besuch zu dieser Stunde, was mag wohl das zu bedeuten haben?

„Ich bin O'Brien, Rechtsanwalt in Dublin," sprach der Fremde, während er dem erstaunten Jak eine Besuchkarte überreichte.

„Ihr werdet entschuldigen, daß ich Euch einen Besuch mache, Vater Jak!" setzte er freundlich hinzu, indem er Platz nahm und sich neben Jak auf einen einfachen hölzernen Stuhl niederließ.

„Seid mir willkommen, unbekannter Freund!“ erwiederte Jak mit aller Freundlichkeit. „Gebe Gott, daß mir Euer Besuch Glück und Segen bedeuten möge.“

„Ich komme in der besten Absicht,“ versetzte O'Brien, „ich will Euch einen Dienst erweisen, weil mich Victorin, Euer wackerer Sohn, sehr verbunden hat.“

Jak hörte mit Verwunderung die Rede des Rechtsanwaltes an, und konnte sich den räthselhaften Inhalt derselben nicht erklären.

„Ihr dürft nicht erschrecken,“ fuhr O'Brien fort, „ich bin Rechtsanwalt in Dublin, wie ich gesagt habe, und möchte Euch gern einen Dienst erweisen. Ich weiß, es wird Euch angenehm sein.“

„Ich kann Euch nicht verstehen,“ sagte Jak erstaunt, „welche Absicht führt Euch denn in mein Stübchen?“

„Die beste Absicht führt mich hieher,“ versetzte O'Brien und blickte auf Jak und Cecily, daß sie Vertrauen fassen sollten. „Ich will Euch einen Dienst thun.“

„Ihr seid der gelehrteste Rechtsanwalt,“ antwortete Jak mit aller Freundlichkeit, „welcher in Dublin wohnt; aber erlaubt, ich bin ein armer Mann, der keine großen Prozesse führen kann. Seit ich — — —“

„Habt keine Besorgnisse, lieber Mann!“ unterbrach O'Brien den alten Jak. „Ihr braucht kein Geld, ich sagte ja eben deßhalb, ich wollte Euch einen Dienst erweisen.“

Cecily schaute mit neuer Verwunderung auf den guten Fremdling.

„Es giebt doch noch gute Menschen in der Welt,“ dachte sie. „O Gott sei gepriesen.“

„Ich will mich Euch vertrauen,“ sprach Jak lebhaft, „ich sehe, Ihr meint es gut mit mir.“

„Ich weiß von der Ermordung Master Caxton's in

Erpingham," begann der Fremde, und Cecily ward blaß im Angesichte und Jak's Glieder zitterten krampfhaft. „Diese Nachricht hat durch alle öffentlichen Blätter die Runde gemacht. Man staunte in Dublin nicht sonderlich, denn man wußte von früher her, daß Master Caxton — Gott soll ihn selig haben! — ein sehr harter und unzugänglicher Mann war. Aber mehr Aufsehen erregte in gewissen Kreisen in meiner Heimath die Kunde, daß ein gewisser Victorin Tyrell der Urheber des Mordes sei. Ich nahm lebhaften Antheil, als ich aus öffentlichen Blättern erfuhr, der Arme liege bereits im Gefängnisse."

Jak's Gesicht nahm einen verstörten Ausdruck an, denn es that ihm wehe, daß man von Victorin nur so Etwas denken konnte.

„Ich kenne den wackern Viktorin von früher her," fuhr der Rechtsanwalt fort, „er ist ein trefflicher Junge und sein Gemüth bezeugt schon das Gegentheil von Dem, wessen man ihn beschuldigt."

„O wie freue ich mich," rief Jak aus, „solche Worte aus dem Munde eines solchen Mannes zu hören! Mein Victorin ist unschuldig, man sage, was man wolle."

„Gewiß," sprach Cecily und warf einen Blick nach dem Bilde der gebenedeiten Mutter.

„Master Steffenson, der gegenwärtige Schloßverwalter," sprach O'Brien weiter, „ist ein billig denkender, rechtschaffener Mann, der wohl einsieht, daß Rachsucht im Spiele ist, und er lud mich auf Besuch ein. Ich kenne ihn schon länger und wir sind Freunde. Ich willigte um so lieber ein, weil ich die Grafschaft Erpingham schon längst gerne bereist hätte, und weil ich vom Gutsherrn manche Aufträge erhielt, die ich nur an Ort und Stelle selbst abthun kann. Ihr könnt Euch also nun meine Erscheinung wohl erklären."

„Und welcher Zufall führt Euch hieher?“ fragte Jak.

„O fragt nicht so, bester Jak!“ gab O'Brien zur Antwort. „Das Geschick Eures Sohnes geht mir viel zu sehr an's Herz, als daß ich hätte müssig zusehen können. Wie viel verdanke ich Eurem Sohne! Er ist der Retter meines Lebens, meines Kindes Leben! Als Victorin in Dublin war, hat er mir und meinem Kinde das Leben gerettet.“

„Wie soll ich mir das erklären?“ rief Jak freudig aus, „und du, mein edler Victorin, hast mir das bisher verschwiegen?“

„Das bezeugt Victorin's edles Herz,“ sprach Cecily bewegt, „o heilige Jungfrau sei gepriesen.“

„Ihr macht mich neugierig, edler Mann!“ fragte Jak und schaute mit einem Blick voll Verwunderung auf den Fremdling.

„Es war spät am Abend, als ich mit meinem einzigen Kinde, einem Knaben von sechs Jahren, die Straßen von Dublin durchwanderte, um in meine Wohnung zu kommen,“ sprach O'Brien. „Da ward ich plötzlich von zwei kräftigen Armen gefaßt und zu Boden geschleudert, und das geschah so schnell, daß mir vor Ueberraschung meine Arme und Sinne wie gelähmt waren. Mein Kind schrie heftig auf, da erhielt es einen Schlag, daß es ohnmächtig zu Boden stürzte. Unmensch! rief ich, mich vom Boden erhebend, aber dazu hatte ich keine Zeit; ein zweiter weit heftigerer Schlag streckte mich wieder zu Boden. Mein Kind lag in seinem Blute — besinnungslos und ohne Lebenszeichen. Der Frevler machte sich schon daran mich auszuplündern, und hatte bereits die Börse und die Uhr zu sich genommen. Halt, Ruchloser! rief eine Stimme, dich, Frevler, suche ich, und ein kräftiger Jüngling erhob mich von der Erde, als er den Ver-

wegenen zu Boden gestreckt und gefesselt hatte. Zwei Knechte waren herbeigeeilt und hatten dem Retter meines Lebens hilfreich beigestanden. Mein Kind wurde von dem edlen Manne gereinigt und mir übergeben. Hier habt ihr Euer Kind! sprach er, es ist ihm wohl, nur ist es vom Schrecken blaß!"

„Guter Gott, und wer hat das gethan," rief Jak aus, „wer hat so edel an Euch gehandelt?"

„Euer Sohn war es, Jak!" gab O'Brien zur Antwort, „Victorin hat es gethan — Euer edler Sohn im Gefängnisse."

„O Gott!" seufzte Cecily, „wie wunderbar!"

„Und Victorin hat nie Etwas davon erzählt?" fragte O'Brien schnell.

„Kein Wort hat er gesagt," versetzte Jak verwundert.

„Ja, so ist er," rief Cecily hocherfreut aus. „Er ist die Bescheidenheit selbst."

„Sollte es möglich sein, daß er dem Vater eine solch' edle That verschwieg!" fuhr O'Brien fort, und legte die rechte Hand auf die Brust. „Als ich mich von der Erde erhoben und mein Kind zu mir genommen hatte, ging ich zu dem Retter meines Lebens und ergriff seine Hand. Edler junger Mann! sagte ich im Tone des tiefsten Dankes zu ihm, was kann ich Euch thun? Wie soll ich Euren Edelmuth belohnen! Wie kann ich Euch danken, daß Ihr meinem lieben Kinde das Leben erhalten? Allein Victorin sagte kurz: Mein Herr, es war meine Pflicht! — Euer Name! sagte ich, und drückte seine Hand mit Wärme, und die Namen Eurer Begleiter! Es sind meine Knechte, sagte Victorin, meinen Namen muß ich verschweigen. O sagt mir, wo Ihr wohnt, daß ich Euch belohnen kann? Allein Victorin schwieg und drückte mir ebenfalls die Hand. Danket Gott, nicht

mir, er hat Euch das Leben gerettet! sagte er nach einer Weile, und nahm mit den Knechten den Verbrecher und brachte ihn in's Gefängniß. Vom Gerichtsverwalter erfuhr ich den Namen meines Retters. Mein Kind betet noch alle Tage um das Glück meines Freundes — seines Wohlthäters. Jetzt wißt Ihr Alles!"

„Großer Gott!" rief Jak aus.

„Heilige Jungfrau!" erwiederte Cecily. „Wenn Tom und Biddi Victorin's Großmuth erfahren!"

„Ihr werdet es billig finden, wenn mich das Lebensschicksal meines Retters in hohem Grade in Anspruch nahm," sagte O'Brien weiter, „und ich empfand einen großen Schmerz über sein Unglück. Victorin, der Sohn eines vertriebenen Großpächters, hieß es — die Sache hatte wenigstens den Schein der Wirklichkeit für sich! — hat Master Caxton ermordet. Fürchterlich! unmöglich! sagte ich, von der Schuldlosigkeit Victorin's bin ich überzeugt. Ich habe die Akten gelesen, und Punkt für Punkt geprüft. Sir Jefferson's Zeugniß und Mark's Angabe sind zweideutig und alle andern Aussagen zerschellen an dem guten Leumund des Angeklagten. Morgen wird die öffentliche Verhandlung auf dem Schlosse Erpingham stattfinden. Ich habe mir von Master Steffenson die Ehre auserbeten, meinen Wohlthäter vor den Schranken des Gerichtes vertheidigen zu dürfen. Ich muß doch Etwas für Victorin thun, besonders da sich mir eine so schöne Gelegenheit darbietet."

„Guter Gott!" seufzte Cecily und eine Thräne blitzte in ihrem Auge.

„Und Ihr habt Hoffnung, O'Brien?" fragte Jak schnell.

„Victorin wird frei," erwiederte O'Brien mit Festigkeit, „es müßten sonderbare Aufschlüsse bei der Verhand-

lung selbst zu Tage kommen. Man hat Victorin beschuldigt, im Einverständniß mit den Bandmännern zu sein, allein wer kann diese Annahme beweisen? Seid guter Hoffnung, mein Freund!"

„Gott sei gelobt," sprach Jak gerührt.

„Auch von einer andern Seite her scheint Euch das Glück zu lächeln," begann O'Brien wieder. „Der Gutsherr von Erpingham ist auf seinem Schlosse angekommen. Auf meine Verwendung legte ihm Master Steffenson die Akten über Eure Ausweisung vom Pachthofe vor, und es sind Hoffnungen vorhanden — — —"

„O redet nicht weiter, O'Brien!" rief Jak aus und ergriff die Hand des Fremdlings und küßte sie. „Cecily, hast du's gehört?"

„O Vater, mäßige deine Erwartungen," ermahnte Cecily dringend, „die Enttäuschung thut dann weniger wehe!"

„Das gute Kind!" sprach O'Brien lächelnd. „Es ist ihm so ähnlich. Nein, ich habe nichts Ansprechenderes noch gesehen!"

„Seid guten Muthes, Freund Jak!" sagte O'Brien, als er sich vom Sitze erhob. „Morgen sehen wir uns wieder."

„So Gott will, edler Mann!" versetzte Jak.

O'Brien schied von Jak. Jak hatte auf ihn den allervortheilhaftesten Eindruck gemacht. Wie froh war Jak, als er O'Brien angehört hatte!

„Ach, es giebt immer noch gute Menschen," sagte Cecily mit weicher Stimme. „Wer hätte gedacht, daß Gott uns heute einen Engel senden würde?"

„Nun sehe ich getröstet in die Zukunft," versetzte Jak. „Es wird am Ende Alles gut gehen. Cecily, du darfst für diesen edlen Mann wohl ein Ave beten zur gebenedeiten Jungfrau!"

„Das will ich, lieber Vater!“ erwiederte Cecily, „er ist es werth, der gute O'Brien!“

Kaum hatte O'Brien das Stübchen des alten Jak verlassen, als Biddi bleich und verstört hereinstürzte, sie rang die Hände und bekreuzte sich.

„Gott, was ist das?“ sprach Biddi, „da hat die selige Jungfrau die Hand im Spiele.“

„Was giebt es, Biddi?“ fragte Cecily, „redet doch.“

„Das ist fürchterlich, man kann es nicht glauben,“ fuhr Biddi fort. „Wer kann so Etwas thun!“

„Welches Wunder ist geschehen?“ sprach Jak scherzend, „Biddi, was hast du denn? Rede!“

„Ist Tom Etwas geschehen?“ fragte Cecily besorgt.

„Gottes Wunder!“ erwiederte Biddi und schlug wieder ein Kreuz, „es ist entsetzlich. Sir Jefferson wurde vergiftet — man hat ihn heute Morgen todt und leichenstarr im Bette gefunden.“

„Was sagst du, Biddi!“ fragte Jak und traute seinem Gehör nicht mehr. „Sir Jefferson ist vergiftet?“

„Gott, welch' ein Bubenstück!“ sagte Cecily.

Und Jak ward still und sann vor sich hin. Cecily's Rede stockte. Biddi selbst ward sehr ernsthaft.

„Es ist doch Schade um den frommen Mann,“ sprach Biddi mit kindlicher Einfalt.

„Gott hat gerichtet,“ versetzte Jak. „Der Mörder Master Caxton's ist auch der Mörder Sir Jefferson's. Victorin kann es nicht sein.“

„Nun glaube ich fast an unser Glück,“ rief Cecily aus. „O welche Freude!“

„O Biddi, o Tom!“ jubelte Jak, „morgen kommt der Tag der Wonne. Ich sehe es im Geiste voraus. Laßt uns Gott dafür danken!“

Siebenzehntes Kapitel.

Glückliche Heimkehr.

Der Morgen war gekommen. Sein Anbruch verkündete einen schönen glücklichen Tag. Es wanderten viele Leute aus dem Dorfe und der Umgebung nach Erpingham. Viele wollten den Gutsherrn sehen, Andere wollten der öffentlichen gerichtlichen Verhandlung beiwohnen, welche gegen Victorin Tyrell gepflogen wurde. Victorin's Schicksal hatte in der Grafschaft viele Theilnahme erweckt. Der Schloßhof in Erpingham füllte sich mit Landleuten, welche sich in der irländischen Tracht alldort versammelten. Das bunte Gemisch der Männer und Frauen bildete ein ansprechendes Gemälde. Die verschiedensten Stände drängten sich durcheinander, von der bewaffneten Macht beaufsichtigt, welche der Schloßverwalter Master Steffenson heute aufgeboten hatte, um Ordnung und Ruhe zu erhalten. Die Gegenstände der Unterhaltung waren verschieden. Einige sprachen von Victorin und seiner Verhaftung, Andere von dem Einzuge des Grundherrn; eine Gruppe unterhielt sich mit der Vergiftung Sir Jefferson's und gönnte dem Todten sein Schicksal, während einige Männer und Frauen sich mit dem alten gebrechlichen Jak viel zu schaffen machten. Und so entstand denn in dem Schloßhofe ein lautes Gerede.

Es war um die achte Stunde, als der alte Jak von Cecily, Tom und Biddi begleitet, in dem Schloßhofe ankam. Er war von dem anstrengenden Marsch sehr ermüdet und setzte sich auf eine Moosbank in der Nähe nieder.

Die Anwesenheit O'Briens hatte ihn hauptsächlich bestimmt, nach Erpingham zu kommen, auch Tom und Cecily waren vereint in ihn gedrungen — sie wollten den befreiten Bruder im Schloßhofe mit offenen Armen empfangen, so sicher hofften die guten Kinder. Jak fand große Theilnahme und Alles erkundigte sich nach seinem Wohlsein. Es that dem alten Manne wohl, so viele Freunde unter dem Volke zu haben. Sein Herz ward mächtig gehoben, man sah es ihm an, daß es ihn freute, so herzlich aufgenommen worden zu sein. Cecily hatte sich an die Seite des Vaters gesetzt, um Zeuge von der Aufmerksamkeit zu sein, welche dem Vater von Allen zu Theil wurde.

„Es wird Victorin heute gut gehen," sagten Einige, wir sind der festen Meinung, daß er frei wird."

„Wir möchten es Euch gönnen, Vater Jak!" sprachen Andere.

„Victorin ist ein braver Junge!" setzten Mehrere hinzu.

Es schlug auf dem Thurm von Erpingham neun Uhr. Da ward das Thor des Schlosses aufgerollt. Die Menschenmenge strömte in den Gerichtssaal und nahm die Sitze ein, welche für die Zuhörer bestimmt waren. Auf einem Tische stand ein Kreuz und zwei Lichter. Ein Aktenstoß lag dabei, und über den Tisch hing ein blaßgrüner Teppich von feinem Stoffe. Ein großer Theil der urtheilsfähigen Bevölkerung der Grafschaft war in dem Gerichtssaal versammelt. Man wollte dem alten Jak absichtlich zeigen, daß man Antheil an seinem Geschicke nehme. Es war nicht bloße Neugier, welche die Menge nach Erpingham trieb. Es hatte der Anblick der Männer und Weiber in dem Gerichtssaale einen eigenthümlichen Ausdruck; in manchen Gesichtern war eine tiefe Trauer zu lesen, in andern schwankte der Ausdruck

zwischen Hoffnung und Furcht. Es befanden sich viele junge, hübsche Gestalten unter dem Volkshaufen, denn Victorin war in der ganzen Grafschaft bekannt und beliebt. Auch viele Priester waren unter dem Volke zu sehen, auch der greise Priester des Dorfes. Er saß an einem Fenster, der Eingangspforte gegenüber und unterhielt sich lebhaft mit Jak, um den Greis in gefaßter Stimmung zu erhalten.

Es ward eine Seitenthüre aufgeschlossen. Man hörte Tritte in einem anstoßenden Gemache. Die Richter und Anwälte kamen von allen Richtungen und beriethen sich über den Gang der Verhandlung. Es waren ernste Gestalten, denen man die Liebe zum Recht und zur Gerechtigkeit im Angesicht lesen konnte. Es stand in dem Gerichtssaale ein halbkreisförmiger Tisch, um welchen sich die Richter setzten. Ihnen zur Seite waren die Geschworenen. Im rechten Winkel mit der Richterbank befand sich ein kleines Tischchen, an welchem O'Brien, Victorin's Vertheidiger, Platz nahm. O'Brien betrachtete aufmerksam die ganze Versammlung. Dem Oberrichter gegenüber war die Zeugentafel.

Man führte den Angeklagten herein. Er hatte ein heiteres gefaßtes Aussehen. In seinen Mienen lagen weder Verzagung noch Trauer, vielmehr konnte man darin Festigkeit und Hoffnungsfreudigkeit erkennen. Er war ganz derselbe, wie ihn vorher Alle kannten, nur hatte die dumpfe Luft des Gefängnisses die Röthe seiner Wangen verwischt. Victorin war reinlich und sauber gekleidet. Die Stellung, die er einnahm, war frei und ungezwungen.

„Alles ist bereit, die Verhandlung kann beginnen," sagte Master Steffenson, „es ist zudem hohe Zeit."

Master Steffenson zog eine kostbare goldene Uhr hervor und zeigte sie dem Oberrichter.

„Laßt uns beginnen!" sprach der Oberrichter.

Und in diesem Augenblicke erhob sich die Menge im Saale nebst den Richtern; der Gutsherr von Erpingham trat in den Gerichtssaal, und nachdem er nach allen Seiten hin gegrüßt hatte, nahm er hinter den Richtern Platz. Wohlwollen und eine freundliche Miene lagen in dem Angesichte des Gutsherrn.

Es war wieder Ruhe eingetreten. Der Oberrichter erhob sich und griff nach der Anklageakte, welche auf dem Tische lag. Er sprach deutlich und verständlich, so daß Jedermann wissen konnte, was er sagte. Er entwickelte den Fall, der abgehandelt werden sollte, mit vielem Ernst, mit Gelassenheit und Klarheit.

„Victorin Tyrell ist des Mordes an Master Caxton angeklagt," sprach er zum Schlusse. „Wir wollen die Zeugen vernehmen."

Es entstand auf die Entwicklung der Anklage eine kleine Bewegung im Saale. Der aufmerksame und durchdringende Blick des Oberrichters richtete sich nach dem Volke, welches im Hintergrunde Kopf an Kopf dicht zusammengedrängt war. Im Augenblicke war die Ruhe hergestellt.

„Leider ist ein Zeuge plötzlich gestorben," fing der Oberrichter wieder an, „Sir Jefferson verschied vor vier und zwanzig Stunden mit den sichtbaren Zeichen einer Vergiftung."

Der Ausdruck eines heftigen Entsetzens zeigte sich auf allen Gesichtern. Alle blickten mit Theilnahme auf den Oberrichter.

„Gerichtsdiener, führt den Zeugen Mark herein!" befahl der Oberrichter.

Alle waren gespannt, den Mann zu sehen, dem Vater Jak schon so viele Wohlthaten erwiesen hatte. Viele ver-

wünschten den Undankbaren in ihrem Herzen. Plötzlich sprang ein Weib mit aufgelösten Haaren und mit ganz verstörtem Gesichte in den Saal und rang die Hände.

„Was giebt es?“ fragte der Oberrichter, „was soll dieser Auftritt bedeuten?“

„O Herr,“ rief das Weib und sank fast ohnmächtig vor dem Oberrichter hin, „es ist — — —“

In diesem Augenblick stürzte auch ein Gerichtsdiener in den Saal, und trat mit ernstem Gesicht auf den Oberrichter zu. Er wollte sprechen, aber ein unheimliches Entsetzen erdrückte seine Stimme. Eine unermeßliche Aufregung herrschte in dem Saale. Alles schaute sich betroffen an. Jedermann ahnte, daß ein neues Verbrechen verübt worden sein mußte. Der Gutsherr erhob sich von seinem Sitze, er konnte sich den räthselhaften Auftritt nicht erklären.

„Was giebt es?“ fragte der Oberrichter mit ernster Stimme, „redet!“

„Mark liegt in seinem Gemach,“ gab der Gerichtsdiener zur Antwort, „und ringt mit dem Tode.“

„Was? entsetzlich!“ sprach der Oberrichter, hingerissen durch diese seltsame Botschaft.

„Mark liegt am Sterben,“ sagte der Gerichtsdiener, „er bittet um einen Priester und um die Gegenwart des Oberrichters und Master Steffenson's. Er hat wichtige Geständnisse zu machen, die auf die heutige Verhandlung Bezug haben.“

Es lief ein dumpfes Gemurmel durch den Saal. Es sahen sich Alle betroffen an, und ein Gefühl des Entsetzens und der Entrüstung hatte sich Aller bemächtigt. Mark hatte sich vergiftet und erwartete den Tod. Es war eine peinliche Stimmung, in welche die Richter und das Volk versetzt worden.

„Gott hat gerichtet," sprach der greise Priester zu Jak, „der Mörder ist gefunden."

„Guter Gott," rief Jak aus, „wie unerforschlich sind deine Wege!"

„Wer hätte das gedacht!" gab Biddi zur Antwort, die sich durch die Menge zu Jak gedrängt hatte und Tom an der Hand führte.

„O glücklicher Vater!" sprach Tom, und eine Freudenthräne glänzte in seinen Augen, „Gott sendet Euch den verlornen Sohn."

„Noch nicht diese Zuversicht, mein Sohn!" versetzte Jak mit Milde, „noch wissen wir nicht Alles."

„Gott hat die Weisheit seiner Wege offenbaret," sagte der Priester, „er will uns — — —"

Allein er konnte nicht mehr ausreden. Ein Mann ergriff seine gebleichte Hand und verbeugte sich tief.

„Ehrwürdiger Vater," sagte er mit Bestürzung, „Mark läßt Euch bitten zu kommen. Er liegt im Tode. Er will als ein reuiger Sohn der Kirche sterben. Er bekennt seine Schuld."

Der Oberrichter war mit dem Schloßverwalter in dem Gemache angekommen, in welchem Mark auf einem Bette ausgestreckt lag und schreckliche Schmerzen litt. Seine Muskeln wurden krampfhaft zusammengezogen. Seine Augen rollten unheimlich in den Höhlen. Manchmal schöpfte er tief Athem und fing an laut und in vollster Verzweiflung zu schreien. Er hatte sich wirklich vergiftet.

„Ich bin ein ruchloser Mensch," begann er und wälzte sich auf seinem Lager, „ich bin eine elende verworfene Creatur. Ich habe viel Böses verübt. Ich bin vom Glauben abgefallen, ich habe meinen Gott verläugnet.

Ich habe ein gotteslästerliches Leben geführt. O Gott, sei mir armen Sünder gnädig!"

Der Oberrichter und Master Steffenson standen entsetzt da und hörten auf den Verbrecher, der mit dem Tode kämpfte. Sie sahen schweigend auf den Sterbenden, während ein Gerichtsschreiber seine Geständnisse aufzeichnete.

„Ich bin elend!" fing Mark wieder an. „Gott kann mir nie verzeihen. Ich habe zu schwer gesündigt. Ich bin — — — o Gott, ich muß es gestehen! — ich bin der Mörder des Schloßverwalters."

Mit gesenktem Haupte standen die Anwesenden da.

„Ein solches Geständniß," sagte der Oberrichter, „ist fürchterlich."

„Fürchterlich am Rande des Grabes," versetzte Master Steffenson.

„Ja doppelt fürchterlich," fuhr Mark fort, als sich seine Kräfte wieder gesammelt hatten, „ich habe das Geld genommen, das im Schlosse war, und habe es verschleudert und an lüderliche Personen verschwendet. Verzweiflung hat mich ergriffen. Ich wollte mich rächen — — an dem, der mir den alten Glauben aus dem Herzen genommen, denn seit jener Zeit — — — o es ist entsetzlich, ich war verloren. In der größten Verzweiflung hab' ich Sir Jefferson vergiftet — er hat mich um den Glauben betrogen."

„Ein zweifacher Mord!" sprach Master Steffenson mit tiefem männlichem Ernst.

Der Oberrichter sah bleich und verstört aus.

„Genug," rief er aus, „Victorin's Unschuld liegt am Tage."

„Gebt mir einen Priester! ich will einen Priester!" schrie Mark, mit gekrümmtem Rücken auf dem Bette

liegend. „Ich will noch zur Kirche zurückkehren, wenn es möglich ist.“

Und Mark verbarg sein Angesicht in das Kissen und fing an laut zu weinen, so daß die Umstehenden ein tiefes Mitleid mit dem Unglücklichen empfanden. Hilfe wäre umsonst gewesen, das Gift hatte schon die feinsten Theile des Körpers angegriffen, und der heftige Brand zeigte sich in den furchtbarsten Wirkungen.

Der hochbetagte Priester trat ein. Er war gerührt und der Schrecken hatte seine ernsten Züge noch erhöht.

Er sah den Sterbenden auf seinem Lager, das Haupt in das Kissen gehüllt. Da erwachten seltsame Erinnerungen in der Seele des Priesters. Eine Thräne stahl sich aus seinem Auge. Der ehrwürdige Greis begann zu weinen, und die hellen Thränen rollten über seine blassen Wangen.

„Mark, lieber Sohn!“ rief der Priester aus und sank mit aufgehobenen Händen an dem Lager des Sterbenden nieder.

Da drehte sich der Unglückliche, und sah den vieljährigen getreuen Freund seiner Seele vor sich knien mit gefalteten Händen.

„Mark, der Freund deiner Seele ist da,“ rief der Priester noch einmal mit der Stimme eines Engels. „Kennst du mich nicht?“

„O theurer Vater!“ jammerte Mark. „Ihr kommt zu mir, Eurem undankbarsten Sohne. O wie tief habe ich Euch gekränkt! O welchen Schmerz habe ich Euch bereitet?“

„Es ist dir Alles vergeben, mein Sohn!“ gab der Priester zur Antwort. „Der Herr Jesus ist da und will dich rufen.“

„Ich folge ihm,“ rief Mark noch einmal aus, indem er alle seine Kräfte sammelte. „Ich bekenne und bereue

meinen Irrthum und will in die Kirche Gottes zurückkehren. Ich habe schrecklich gefehlt — ich verliere die Besinnung! Gott, lieber Vater! — — — Nimm mich auf als deinen reuigen Sohn. Vergebung, mein Gott!"

„Gott ist dir gnädig, mein Sohn!" sagte der Priester, „du warst ein verirrtes Schaf und bist wieder gefunden. Auf, ich will dich zur Herde Gottes tragen. Im Namen Gottes verkünde ich dir die Vergebung deiner Sünden. O Gott, vergieb ihm, denn seine Reue ist wahrhaft."

Man sah es den Anwesenden an, daß sie sich Mühe geben mußten, um nicht vom Schmerze übermannt zu werden, und nicht beim Anblick des rührenden Schauspieles in Thränen auszubrechen.

„Er war das einzige Schäflein, das ich auf meiner langen Pilgerfahrt verloren," sagte der Priester mit zitternder Stimme. „Gott sei Lob, ich habe es wieder gefunden."

„Gott hat mich wieder gefunden," sprach Mark mit brechender Stimme, „sein Name sei gepriesen."

„In Ewigkeit," setzten die Umstehenden hinzu.

Mark richtete sein sterbendes Auge auf den Priester, der weinend und betend an seiner Seite stand. Er begann zu röcheln. Er faltete die Hände. Er betete still mit dem Freund seiner Seele.

„Grüßet mir mein Weib, meine armen Kinder!" sprach er mit brechender Stimme, „sie sollen einem reumüthigen Vater verzeihen und für mich beten. Grüßet mir die Tyrell und Alle, welchen ich Uebles zugefügt, ich lasse sie um Verzeihung anflehen. Sie mögen es mein Weib und meine Kinder nicht entgelten lassen, was ich ihnen Böses gethan. Segnet mich, geliebter Vater, betet für mich!"

Der fromme Priester legte seine Hände auf das Haupt des Sterbenden. Da schien Mark zu lächeln. Er wurde ruhig und betete leise.

„Gott vergieb mir," rief er endlich mit tiefem Athemzuge aus, „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!"

Mark war nicht mehr. Er lag leblos auf dem Bette. Erschüttert verließ der Oberrichter mit Master Steffenson das Gemach. Der Priester aber kniete noch lange neben der Leiche, um für die Seele des Todten zu beten.

Als der Oberrichter mit Master Steffenson in den Gerichtssaal eingetreten war, fanden sie Alles in der größten Spannung. Man sah nur fragende und verlegene Gesichter. Aber eine Todtenstille trat ein, als der Oberrichter seinen Sitz einnahm. Man blickte mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit auf ihn, denn man sah es ihm an, daß er tief erschüttert war, und daß etwas Außerordentliches vorgekommen sein müsse.

„Victorin ist unschuldig," sprach er gefaßt, „das habe ich ihm und seiner Familie zu verkünden. Von dem, was vorgefallen, laßt mich schweigen. Ich will die Freude der Versammlung nicht stören. Ihr Geschworne seid Eures Amtes entlassen und ihr Richter könnt in Frieden von Dannen ziehen — — — Gott selbst hat das Richteramt übernommen."

Die Todtenstille in dem Saale dauerte noch einige Augenblicke an. Niemand wagte sich zu rühren. Die Richter und Geschwornen entfernten sich schweigend und verließen den Gerichtssaal. O'Brien aber ergriff die Hand Victorin's und schüttelte sie mit Herzlichkeit.

„Kommt, junger lieber Freund! sagte er freundlich, „einst habt Ihr mir mein Kind gegeben — — — ich will heute den Sohn dem hocherfreuten Vater bringen."

„Hier bringe ich Euch Euren Sohn, wackerer Jak Tyrell," sprach O'Brien mit aller Innigkeit, „empfanget ihn aus meiner Hand, er ist gesund. Er soll sich nun freuen mit den Seinigen."

„Der Herr hat Alles wohl gemacht," sagte Jak, „sein Name sei gepriesen."

„In Ewigkeit," versetzte Cecily mit Thränen im Auge.

„Willkommen, Bruder!" rief Tom voll Freude und schwang seinen Hut in der Luft.

Das war das Zeichen zum Anfang des allgemeinen Jubels. Mit einem Male brach der Sturm der Freude los. Es flogen Blumen nach dem schönen Jüngling, der in den Armen und an der Brust des Vaters die Wonne des Wiedersehens feierte. Die Jünglinge der Grafschaft, die auf Erpingham waren, drängten sich singend um den freigelassenen Jugendfreund und die Männer schloßen einen weiten Kreis um den Glücklichen.

„Hoch, Victorin!" riefen die Jünglinge mit Begeisterung.

„Hoch, Jak Tyrell!" ertönte es aus der Schaar der Männer.

Biddi weinte Freudenthränen vor Lust, während sie den Rosenkranz in der Hand hielt. Aber die Jungfrauen schlossen Cecily in ihre Reihen und wünschten dem Mädchen Glück.

„O die heilige Jungfrau hat dir wohl gewollt," sagten sie, „o freue dich mit uns! Nun kannst du wieder fröhlich sein."

„Ja, die heilige Jungfrau hat geholfen, ihr Mädchen!" sprach die alte Biddi.

„Die heilige Jungfrau sei deßhalb gepriesen," versetzte Cecily.

„Danken wir alle Gott," sprach Jak mit freudestrahlendem Auge, „er hat Alles wohl gemacht."

„Er verläßt die Seinen nicht,“ versetzte O'Brien, „deßhalb vertrauen wir ihm.“

„Er hat Großes an unserm Hause gethan,“ sprach Victorin mit Andacht.

„Er hat die Niedrigen aus dem Staube erhoben,“ rief Tom aus dem Volkshaufen.

„Ihm sei Lob und Dank in Ewigkeit,“ sprach jubelnd das ganze Volk und jauchzte.

„Amen! — Ihm sei Ehre und Preis!“ antwortete der greise Priester, der eben hinzutrat. „Aber deine Freude, glücklicher Vater, ist noch nicht vollkommen. Dein Glück, geliebter Sohn, soll noch größer werden. Und deine Wonne, holdselige Tochter, soll sich vermehren. Und ihr Alle, die ihr hier versammelt seid, in Jak und Victorin werden euch die alten Wohlthäter wieder gegeben; denn wen der Herr segnet, über den schüttet er die ganze Fülle seines Glückes.“

Mit Staunen vernahm das Volk diese Worte. Alle Anwesenden wurden auf das Zeichen des Priesters ruhig. Da trat der Gutsherr von Erpingham in den Saal und seine Augen suchten den beglückten Vater und den edlen Sohn. Die Richter und Amtsleute begleiteten ihn. Die reinste Freude strahlte auf seinem männlich frischen Angesicht, und Milde und Gnade verkündigte seine Erscheinung. Der Gutsherr betrachtete mit Freude und Rührung den alten Vater, welcher den Sohn und die Tochter mit den Armen umfangen hielt.

„Glücklicher Vater!“ begann er mit lauter Stimme, so daß es alle Umstehenden hören konnten, „Gott hat heute die Unschuld Eures Hauses dargethan. Die Familie Tyrell hat heute glorreich gesiegt über ihre Feinde. Dafür danke ich Gott in meinem Herzen. Er läßt das

Recht nicht sinken. Es müssen untergehen Alle, welche Böses thun. Ich bin gerührt und entzückt zugleich über den Triumph, welchen heute die Tugend Eures Hauses feiert. Mißgunst hat Euch, mein Vater, ohne mein Wissen aus der Wohnstätte Eurer Eltern getrieben. Ich habe das Unrecht, das man Euch wider meinen Willen angethan, erkannt. Von dieser Stunde an seid Ihr mein lieber, getreuer Freund — mein Unterthan, dem ich nahe stehen will. Denn ich schütze Rechtschaffenheit und Treue. Ziehet hin in Frieden! Gott möge Euch noch viele Jahre schenken zur Freude Eurer Kinder. Seid ein Vater der Armen, ein Beschützer der Unschuld, und wenn Ihr etwas braucht, so kommt zu mir, Jak Tyrell soll nicht vergeblich bitten."

Vater Jak wollte danken, allein die innigste Rührung erfüllte sein Herz. Er sank auf die Kniee nieder und blickte im Hochgefühle der Freude hinauf zum Begründer seines neuen Glückes. Es flossen Thränen aus den Augen der Umstehenden.

„Steht auf, Jak Tyrell!" sprach der Grundherr, „ich befehle es Euch. Ich verlange diese Huldigung nicht."

Und Jak Tyrell erhob sich. Er ergriff die Hand des Gutsherrn und küßte sie, auch Victorin bat um die Erlaubniß, des Wohlthäters Hand küssen zu dürfen. Cecily drängte sich, und trat vor den Eigenthümer von Erpingham, der ihrer Familie so wohlwollend entgegenkam.

„Gesegnet sei mir, liebes Mädchen!" sprach der Gutsherr, als er Cecily erblickte, „deine Tugend allein wäre hinreichend gewesen, das Haus deines Vaters zu erheben über die Arglist seiner Feinde. Gott hat deine Tugend gesehen. Er hat geholfen."

Und mit diesen Worten entfernte sich der Gutsherr mit seinen Begleitern, an welche sich O'Brien anschloß.

Aber das Volk jubelte laut, und Freude und Wonne erfüllten den alten ehrwürdigen Ahnensitz. Noch an demselben Tage zog Vater Jak auf den Pachthof, begleitet von vielem Volke aus der Grafschaft. Und Alle verehrten das göttliche Walten.

Jak's Glück war vollkommen. Er verlebte auf dem Pachthofe noch viele Jahre. Die Armen kamen wieder zu ihm und fanden an ihm einen Vater und Freund. Der Pachthof ward wieder berühmt in der ganzen Grafschaft. Victorin verheirathete sich bald nach seiner Freilassung mit einem armen, aber rechtschaffenen Mädchen— die Tugend ist ja das beste Heirathsgut. So lebte die Familie Tyrell in reichem und ungestörtem Glück. Jak sorgte für Mark's Wittwe und Kinder, und sie waren dankbar und erkenntlich. Die alte Biddi verlebte vergnügte Tage und betete mehr als sie arbeitete. Nach einem Jahre lächelte ein holder Knabe auf dem Pachthofe, und Jak hatte seine Freude daran.

„Victorin's Söhnchen kann mit mir vorlieb nehmen," sagte Jak einmal, als die ganze Familie mit Biddi und Tom am Tische saß, und es draußen regnete und windete. „Ich muß für Biddi um Arbeit besorgt sein. Was meint Ihr, wenn sich Cecily und Tom ehelichen würden? Ich weiß, sie haben einander lieb!"

„O ja, ja!" rief Victorin aus, „es soll geschehen."

„Und was sagst du dazu, mein Mädchen?" fragte Vater Jak und blickte mit freudestrahlendem Auge auf Cecily.

Allein Cecily schloß den Vater in ihre Arme ein und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust.

„Ach, ich verstehe dich, Mädchen!“ rief der alte Jak und lachte überlaut. „Biddi, segnet diesen Bund!“

Und Cecily und Tom gaben ein glückliches Brautpaar. Sie theilten sich mit Victorin und seinem braven Weibe in die Arbeit und bildeten Eine glückliche Familie. Jak und Biddi aber sahen noch manchen Enkel und freuten sich mit ihren Kindern bis an ihr seliges Ende.

Und das schrieben sie auf Rechnung der Tugend und der Gottesfurcht, welche in Zeit und Ewigkeit für Alles gut ist.

Denn die Gottesfurcht ist der Anfang der Weisheit, und nur der wahrhaft Fromme weiß von jenem Glücke, das über den Sternen thront und nur im Herzen der Guten seinen Wohnsitz hat.

Druck von C. Huber in Wasserburg.

Das **hervorragendste Sammelwerk** der **Neuzeit** für die **Jugend** und das **Volk** ist in **gleichem Verlage** erschienen und in allen guten Buchhandlungen vorräthig, nämlich:

Lehrreiche Abendunterhaltungen

für

Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

Jedes Bändchen mit einem Stahlstich und broschirt.

Inhalt und Preise:

			kr.	ngr.
1s	Bändchen.	Treue und Barmherzigkeit . . .	36	12
2	"	Die Schule des Lebens	30	10
3	"	Th. Neuhofers Leben, Reisen und Schicksale im Morgen- und Abendlande .	36	12
4	"	Heinrich Wallner	36	12
5	"	Die segensreiche Wallfahrt zum hl. Grabe	36	12
6	"	Der Sohn der Griechin	36	12
7	"	Die Frühstücke der blinden Großmutter	36	12
8	"	Das Leben eines Heimathlosen . . .	36	12
9	"	Der Neujahrsabend zu Lausanne . .	36	12
10	"	Susanna Frohberg	36	12
11	"	Joseph, oder ein Jahr aus dem Leben eines Priesters	30	10
12	"	Die Gräfin von Seeburg	36	12
13	"	Die Bekehrung	36	12
14	"	Wolfram, oder die wunderbare Taufpathin. Cassilda, die Mohrenfürstin von Toledo	36	12
15	"	Jakob Altmann, oder Herr führe uns nicht in Versuchung	30	10
16	"	Nach der Arbeit. Drei Erzählungen .	36	12
17	"	Bastian. Agnes und Sophia ꝛc. . .	36	12
18	"	Die Familie Seehofen	36	12
19	"	Peter Felsberger, oder die Bildsäule der heiligen Jungfrau	36	12
20	"	Der junge Tambour	36	12
21	"	Die Korsaren aus Morgenland . . .	36	12
22	"	Die Rose von Rom	36	12
23	"	Adelmar der Tempelritter	36	12
24	"	Die Gemsschützen	30	10
25	"	Reinhold's Schicksale	36	12
26	"	Der Uhrenhändler vom Schwarzwalde	36	12
27	"	Der Kaufherr und seine Söhne . .	36	12

			kr.	ngr.
28s	Bdchn.	Die Familie von Bernstein	36	12
29	"	Junker Bernhard Sturmschwert	36	12
30	"	Maria hilft. Johann der Findling	36	12
31	"	Schicksale eines Waisenknaben	36	12
32	"	Mutter und Sohn	36	12
33	"	Eine merkwürdige Bettlerin	30	10
34	"	Paul Frühmann. Eine Dorfgeschichte	36	12
35	"	Die Stiefbrüder	36	12
36	"	Amalie Corsini, od. Gott schützt die Unschuld	36	12
37	"	Neue Ostereier	36	12
38	"	Leiden und Freuden armer Leute. Das Tyroler-Annerl	36	12
39	"	Der neue Goliath	36	12
40	"	Agathe und Corona. Lieb Caro	36	12
41	"	Die Hinterbliebenen des Enthaupteten	36	12
42 u. 43		Adolph u. Walburg, od. die Tannenmühle	54	18
44 u. 45		Jugend- u. Schultheater. 1tes Bdchen.	54	18
46	"	Cecily Tyrell	36	12

Zweite Folge!

1s u. 2s	Bdchen.	Ritter Gerold von Helfenstein	54	18
3 " 4	"	Aus dem Leben eines Vielgeprüften	54	18
5s	Bdchn.	Aurelius und Cäsonia	36	12
6	"	Wolfrat von Veringen	36	12
7	"	Thomas Morus	36	12
8	"	Der Thaljunker	36	12

☞ Die **Abendunterhaltungen** werden ganz in der bisherigen Art fortgesetzt, so daß jährlich mehrere neue Bändchen davon erscheinen, an deren regelmäßige Abnahme jedoch Niemand gebunden ist. Wer aber **alle Bändchen zusammen auf einmal** nimmt, erhält **jedes Bändchen** für **27 kr.** oder **9 ngr.** Spätere Bändchen werden jedoch nur zu den gewöhnlichen Ladenpreisen geliefert.

Der **innere Werth** und die **äußere hübsche Ausstattung** der bisher in **unserm Verlage** erschienenen **Jugendschriften,** sowie der **billige Preis** derselben haben bereits **nach allen Seiten** hin **gerechte Anerkennung** gefunden. Wir werden daher eifrigst bemüht sein, **diesen wichtigen Zweck** unserer Literatur auch in der Folge mit aller Liebe und Umsicht zu fördern, und rechnen dabei auf die kräftigste Unterstützung geehrter Jugendschriftsteller geistlichen und weltlichen Standes.

Ueber unsern **Jugendschriftenverlag** ist ein eigener Katalog unter dem Titel:

„Der Jugendbildner"

erschienen und in jeder Buchhandlung unentgeltlich zu haben.

Augsburg, im Mai 1859.

Lampart & Comp.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lehmann, Michael,

Cecily Tyrell, oder der Schutzengel der Armen eine Erzählung aus dem Volksleben in Irland ; der reiferen katholischen Jugend und dem Volke zur Belehrung und Unterhaltung dargeboten ; mit einem Stahlstich

Augsburg 1859

Paed.pr. 48-46
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10758912-6